

KURT

JUNI 2020

Studierendenmagazin für Dortmund



AURÉLIEN GUILLERY

SCHLUSS MIT LUSTIG

Satire ist im Fernsehen allgegenwärtig.

Kann sie gefährlich für die Demokratie sein?

Eins vorab



TEXT FLORIAN RENDCHEN FOTO PRIVAT

Liebe Leser*innen, wenn in diesen Zeiten Verschwörungstheoretiker*innen und rechte Gruppierungen auf den Straßen gegen die Corona-Maßnahmen demonstrieren, sind Satiriker*innen oft nicht weit. Sendungen wie die heute-show oder extra 3 machen sich regelmäßig über solche Demos lustig. Ein bisschen Lachen kann ja schließlich nicht schaden. Oder etwa doch? Ist Satire hinderlich, wenn wir auf einer breiten gesellschaftlichen Basis debattieren wollen? Mit dieser Frage hat sich unser Autor Miguel in seinem Essay ab Seite 34 beschäftigt.

Geht es nur mir so oder hat Corona für einen Moment die Zeit angehalten? Statt einen Kurztrip nach Barcelona zu machen, mit Freund*innen auf eine Party zu gehen oder zum nächsten Termin zu eilen, waren wir kurz gezwungen, auf die Schnelligkeit unseres Alltags zu verzichten. Unsere Autorin Laura hat sich freiwillig in eine Art Selbstquarantäne begeben – zu einer Zeit, als man damit noch keinen Lagerkoller verband. Sie hat eine Woche in einem Schweigekloster gelebt und ging auf Tuchfühlung mit sich selbst. Was sie dort erlebt hat? Auf Seite 28 verrät sie es.

Auch der Sport musste in Corona-Zeiten zurückstecken, bei uns ist er trotzdem Thema: Unser Autor Nico hat sich bei jungen Athlet*innen in den USA und Deutschland umgehört, wie sie Studium und Leistungssport zusammenbringen. Auf Seite 12 erfahrt ihr, warum das in Amerika besser läuft als bei uns.

Ach, und noch eins vorab: Solltet ihr euch in unseren Erzählungen über zu viel Kontakt wundern, seid gewiss, dass einige der Geschichten bereits vor den Corona-Beschränkungen entstanden sind.

Bleibt gesund und verliert nicht den Humor.

Florian

Frauen und Männer sind beim Vereinssport in der Regel strikt getrennt. Manchmal aber auch nicht: Pia Surke ist Eishockey-Torhüterin in einer Männermannschaft. Ein Gespräch über Geschlechterrollen im Sport.

16



20

Ein Streifzug durch ein Viertel im Wandel: Die Bochumer Straße in Gelsenkirchen galt lange als eine der schlimmsten Straßen des Ruhrgebiets. Jetzt soll alles besser werden.

28

Unsere Autorin hatte genug von Smartphone, Stress und Lärm. Deshalb ist sie abgehauen. Ins Schweigekloster. Was fünf Tage Beten statt WhatsApp verändert haben.

Inhalt



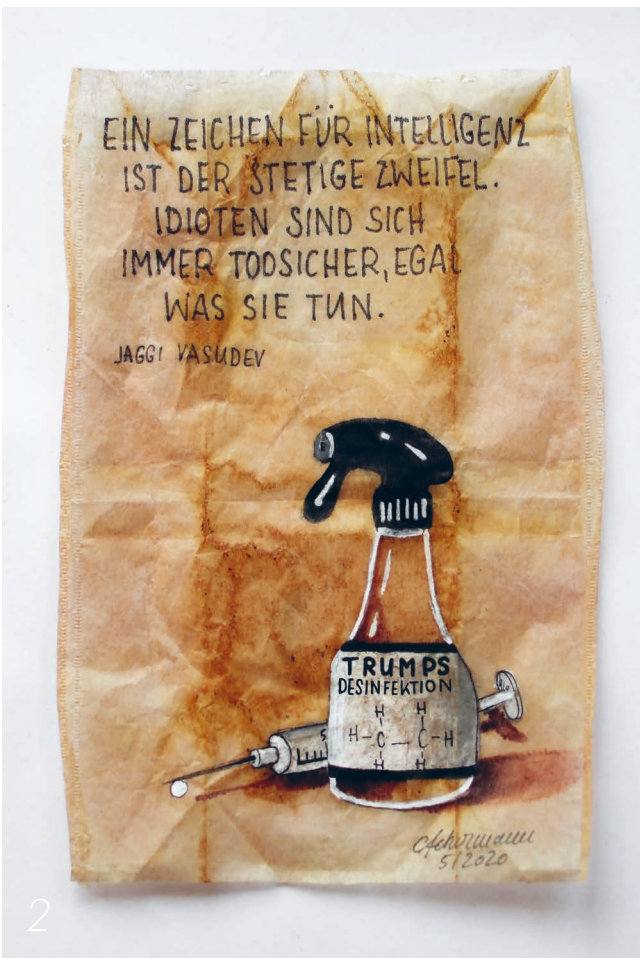
- 4 **MOMENTE**
Mund zu, Augen auf: Corona-Kunst in Dortmund
- 6 **DER BALL IST PIXELIG**
Und das Spiel dauert, bis eine*r den Stecker zieht
- 11 **SAG MAL, PROF ...?**
Warum stinken nasse Hunde?
- 12 **BACHELOR OF TOPATHLET**
Sport oder schlau? In den USA geht beides
- 16 **EISADLERIN**
Pia Surke spielt Eishockey im Herrenteam
- 19 **KURTS ARBEIT**
Nebenjob Virusbekämpfer
- 20 **GUT & GÜNSTIG?**
Das Wohnversprechen von Gelsenkirchen
- 26 **STERIL & TEUER!**
Das Wohnversprechen von Dortmund
- 28 **OHNE WORTE**
Unsere Autorin war im Schweigekloster
- 34 **LACHSCHADEN**
Belastet Satire die Demokratie?
- 37 **KURT DAHEIM**
Die mit Abstand beste Seite
- 38 **KURTS TRIP**
Autokino: was Nutzer*innen jetzt wissen müssen
- 39 **IMPRESSUM**
Wer wann was gemacht hat und Rätsel

Ist das Kunst oder Corona?



Kloppapier, Mundschutz und Desinfektionsmittel sind die Zeichen der Pandemie. Kurt war in NRW unterwegs und zeigt, wie daraus Kunst wird.

RECHERCHE ERIK BENGER





1 Corona-King Roman, Steffen Mischke und Hans Ostapenko

2 Corona-Kunst auf Teebeutelpapier, Claudia Ackermann

3 The masked Hamster, Marsha Glauch und René Olejnik

4 Coronavibes, BÜSRA Alzorba

5 Maskierte Statue in Dortmund, fotografiert von Erik Benger

6 Klare Ansage vom U-Turm, fotografiert von Erik Benger





RAUS AUS DER NERD-ECKE

E-Sport-Turniere füllen Stadien auf der ganzen Welt und werden online von Millionen Fans verfolgt. Als Sport wird er dennoch nicht anerkannt. An der TU Dortmund kämpfen die Mitglieder des „Uni E-Sport Dortmund“ darum, dass sich das ändert.

TEXT DANIEL BÖHNE FOTOSIMON JOST

Während über Dortmund allmählich die Dämmerung hereinbricht, steht Enes Kozanay mit einem Leuchtstab auf der Baroper Straße. Wie ein Lotse, der einem Flugzeug den Weg zum Gate weist, zeigt er seinen Kolleg*innen aus dem „Uni E-Sport Dortmund“-Team (UED) den Weg. Sie treffen sich an diesem Abend Ende Januar im Haus Dörselmann, das alle nur Haus D nennen, auf dem Campus Süd. Auf Enes' Kapuzenpullover prangt in grün-türkiser Farbe ein Wolf, das Wappentier seines E-Sport-Teams.

Wer den Weg ins Haus D gefunden hat, kann den Ort des Geschehens nicht mehr verfehlen: Immer den Sieges-

schreien und Klickgeräuschen hinterher. Der UED veranstaltet hier ein E-Sport-Turnier für seine Mitglieder. 26 Studierende Anfang 20 messen sich in „Super Smash Bros. Ultimate“ auf der Nintendo Switch. Dabei schlüpfen die Spieler*innen in die Rollen bekannter Held*innen aus Nintendo-Spielreihen und kämpfen gegeneinander. Auf dem Bildschirm ist zu sehen, wie Mario seinem Gegner Link viele schnelle Faustschläge verpasst und ihn damit schließlich von der Plattform schleudert. In letzter Sekunde kann sich Link mit einem Doppelsprung in der Luft vor der Niederlage retten. Sofort setzt der Held aus der Zelda-Reihe zum Gegenangriff an, hebt einen Riesenhammer auf und katapultiert Mario weit weg von der

Plattform über den Bildschirmrand. Der Spieler vor der Konsole bejubelt euphorisch den Sieg seiner Figur, während sein Gegner, der Mario gemimt hat, sich verärgert die Hände vors Gesicht schlägt.

Ein Turnier wie das im Haus D ist für den UED eine Seltenheit. Meistens zocken die Spieler*innen am heimischen PC. Einen gemeinsamen Trainingsraum an der Universität haben sie nicht. Das liegt vor allem an der mangelnden Anerkennung für E-Sport – nicht nur in Dortmund. Auch der Deutsche Olympische Sportbund (DOSB) will E-Sport nicht als Sport akzeptieren und in den Verband aufnehmen.



Der UED hat mittlerweile knapp 500 Spieler*innen. Sie spielen fast alle bekannten E-Sport-Titel.

Dabei gibt es in Deutschland mittlerweile mehr Gamer*innen als Autofahrer*innen, zeigen Zahlen des Deutschen Verbands der Games-Branche. 34 Millionen Deutsche spielen demnach gelegentlich oder regelmäßig Computer- und Videospiele. Fast die Hälfte von ihnen ist weiblich, das Durchschnittsalter liegt bei 36 Jahren. Mit seiner ablehnenden Haltung stößt der DOSB viele von ihnen vor den Kopf. Unter den Gamer*innen trifft dies besonders die Gruppe der E-Sportler*innen, die professioneller auftreten und sich mit anderen E-Sportler*innen messen wollen. Während Talente aus klassischen Sportarten wie Fußball oder Tennis bereits in jungen Jahren vom Staat unterstützt und gefördert werden, bleibt dies den E-Sportler*innen bislang verwehrt.

E-SPORT AN DER TU: EINE ERFOLGSGESCHICHTE

Dass der DOSB den E-Sport bislang nicht in den Verband aufgenommen hat, stört Enes schon länger. Es geht ihm nicht darum, E-Sport als Sport anzuerkennen. Für den 20-Jährigen ist es

kein Sport im klassischen Sinne. Der Informatik-Student spricht deshalb von „Competitive Gaming“, also wettkampforientiertem Spielen. „Wenn der DOSB den E-Sport aufnehmen würde, würde das allerdings dabei helfen, E-Sport klar vom Rumdaddeln an der Konsole zu trennen“, sagt Enes, der im Vorstand des UED sitzt.

Leiter des Teams ist Okan Yilmaz. Der 23-Jährige hat mit zwei Freunden den UED 2018 kurz nach der Gründung übernommen, damals hatte dieser nur drei Mitglieder. „Wir haben oft E-Sport-Profis zugeguckt und uns gedacht, dass wir uns auch mal so messen wollen“, erzählt er. Dann ging alles ganz schnell. Die drei haben Flyer gedruckt, sie auf dem Campus verteilt und einen Discord-Server erstellt, über den das Team online während des Spielens kommuniziert. Discord ist unter Gamer*innen sehr beliebt.

Heute besteht der UED aus knapp 500 Spieler*innen, die in verschiedene Divisionen unterteilt sind. Innerhalb einer Division trainieren die Mitglieder mit E-Sport-Titeln wie League of Legends,

Overwatch oder Rocket League und stellen Teams für die Uniliga zusammen. Die Uniliga ist im Grunde eine E-Sport-Liga, bei der Teams von Hochschulen aus ganz Deutschland gegeneinander antreten. Dort ist der noch junge UED konkurrenzfähig: So sind im vergangenen Wintersemester gleich zwei Teams im Overwatch-Turnier angetreten. Eins ist ins Achtel-, das andere ins Viertelfinale gekommen.

PSYCHISCHER DRUCK IM E-SPORT

Solche Turniere verlangen den Sportler*innen körperlich viel ab: Laut einer Studie der Deutschen Sporthochschule Köln ist die Herzfrequenz und der Cortisolspiegel von E-Sportler*innen auf Wettkämpfen in etwa so hoch wie der von Marathonläufer*innen. Cortisol ist ein Stresshormon, das hilft, ein Leistungsniveau trotz hoher Anstrengung länger aufrechtzuhalten.

„E-Sportler, die im Profibereich mithalten wollen, müssen körperlich fit sein, um bei einem Wettkampf Höchstleistungen abrufen zu können“, sagt

» Wir haben oft E-Sport-Profis zugesehen und uns gedacht, dass wir uns auch mal so messen wollen. «

Okan Yilmaz, Teamleiter des UED

Sportpsychologe Jürgen Walter aus Düsseldorf. Für E-Sportler*innen ist die Reaktionszeit das wichtigste Attribut. Bruchteile einer Sekunde entscheiden über Sieg und Niederlage. Deshalb endet die Profi-Karriere oft sehr früh. Bereits mit 30 Jahren kann die Reaktionszeit nicht mehr mit der von jüngeren Spieler*innen mithalten. Warum das so ist, wird derzeit noch erforscht.

Der Leistungsdruck der Spieler*innen ist deshalb sehr hoch: „Viele Profis befürchten, sofort aus dem Spiel zu sein, wenn sie nicht ständig Höchstleistungen zeigen“, sagt Sportpsychologe Walter. „Geht es bei einem Wettkampf um ein besonders hohes Preisgeld oder um viel Prestige, erhöht sich der Druck auf den Sportler.“ Die vergleichsweise kurze Karriere mache es für E-Sportler*innen noch schwerer: Sie hätten weniger Zeit, um Titel zu gewinnen und sich einen Namen zu machen, sagt Walter.

IN DER BRANCHE STECKT VIEL POTENZIAL

Der DOSB vertritt knapp 90.000 Sportarten. „Bei der Anerkennung von E-Sport als Sport geht es uns nicht um die professionellen Gamer in Deutschland, sondern um Millionen von Kindern und Jugendlichen, bei denen Zeit am PC mit echter Bewegung konkurriert“, teilt der Sportverband mit. E-Sport aufzunehmen, hält der DOSB auch gar nicht für nötig: Denn obwohl diese Sparte bislang noch nicht Teil des Verbandes ist,



Noch ist das Ziel nicht erreicht: Okan Yilmaz (2. von links) ist trotzdem guter Dinge.

würden die E-Sportler*innen trotzdem Wettbewerbe veranstalten und hätten ihren Spaß.

Dass der E-Sport auch ohne Mitgliedschaft im Sportverband erfolgreich ist, zeigt eine Studie der Unternehmensberatung Deloitte aus dem vergangenen Jahr: So lag der Umsatz in Deutschland 2018 bei 70 Millionen Euro. Bis 2023 soll er auf 180 Millionen Euro ansteigen. Im Vergleich zur ersten Fußball-Bundesliga ist das noch eine relativ geringe Summe. Ihr Umsatz knackte in der Saison 18/19 die vier

Milliarden Euro-Marke. Dennoch zeigen die Wachstumsprognosen von 20 Prozent im Jahr, dass im E-Sport viel Potenzial steckt.

Besonders während der Corona-Krise dürfte es nochmal einen Wachstumsschub für E-Sport geben. Während alle anderen Sportarten in die Zwangspause geschickt wurden, konnte der Betrieb im E-Sport normal weitergehen. Daher haben mehrere Sportvereine eigene E-Sport-Events ins Leben gerufen. Dazu gehört die „Bundesliga Home Challenge“ der Deutschen Fußball Liga.



Bisher hat der UED noch keinen festen Ort für seine Turniere. Gespräche mit dem Hochschulsport der TU laufen derzeit.

26 Mannschaften aus erster und zweiter Bundesliga messen sich jeweils in Zweiertteams in Fifa. Das Niveau dieser spontanen Turniere ist nicht zu vergleichen mit professionellen E-Sport-Turnieren. Aber sie dürften dem E-Sport zu noch mehr Bekanntheit verhelfen und weitere Sponsoren anlocken. Denn über Streams großer Turniere erreichen Unternehmen mit ihrer Werbung teilweise ein Millionen-Publikum.

E-SPORT UND DER HOCHSCHULSPORT

Dem UED hilft das nicht wirklich. Das Team ist noch zu klein und unbedeutend, um große Sponsorenverträge an Land zu ziehen. Er wäre aber schon einen großen Schritt weiter, wenn der Hochschulsport – also quasi der DOSB der TU Dortmund – den UED bei sich aufnehmen würde. In Münster und Bonn ist das schon geschehen. Der Hochschulsport beider Unis stellt ihren E-Sportler*innen einen Raum und Hardware zur Verfügung. Der UED ist bislang als AG beim Dortmunder AstA organisiert. Das heißt aber nicht, dass der Hochschulsport in Dortmund sich gegen eine Aufnahme

von E-Sport stellt: „Es gab schon sehr positive Gespräche mit dem Hochschulsport“, sagt Okan. „Wir würden auch einen Raum und entsprechende Hardware gestellt bekommen.“ Allerdings bräuchte das Team als Aufsicht eine Trainerin oder einen Trainer – zum Beispiel aus den eigenen Reihen. Zurzeit findet sich jedoch niemand.

Außerdem verlangt der Hochschulsport, dass die Mitglieder in regelmäßigen Pausen sportliche Übungen machen, zum Beispiel Hampelmänner. Zudem dürfte das Team, sollte der Hochschulsport es bei sich aufnehmen, keine Shooter anbieten, also Spiele mit Schusswaffen. Der UED zeigt sich zu diesen Kompromissen bereit. „Wäre schon geil, wenn wir einen festen Raum hätten, wo man sich regelmäßig treffen könnte“, sagt Okan. Bis es soweit ist, trainieren die Mitglieder zu Hause.

Auch der DOSB zeigt sich für die Zukunft gesprächsbereit. So könne sich die Organisation vorstellen, erstmal virtuelle Sportsimulationen wie Fifa oder Madden NFL bei sich aufzunehmen. „Wir haben keine ablehnende Haltung

gegen E-Sport und finden es interessant, wenn Sport ins Digitale verlängert wird“, heißt es seitens des Sportbundes.

SHOOTER SIND MEHR ALS REINE BALLEREI

Enes und Okan sind von diesem Ansatz wenig begeistert. Sie können nicht nachvollziehen, warum der DOSB den einen E-Sport anerkennt, den anderen aber nicht. Sie verstünden zwar, weshalb der Sportbund Shooter kritisch betrachtet. Dennoch seien auch Shooter mehr als „Rumgeballere“. „In den Spielen gibt es eine taktische Tiefe, die es zu verstehen gilt“, sagt Enes. „Um richtig gut zu werden, muss man alle Abläufe lernen und viel trainieren.“

Die Haltung des DOSB ist nach eigener Aussage nur eine Bestandsaufnahme, die sich genauso weiterentwickeln wie die Gesellschaft und der Sport. Und von der Gesellschaft bekommt E-Sport immer mehr Anerkennung. „Da kann man einen Wandel erkennen“, sagt Enes. Beispielsweise gibt es mittlerweile den E-Sport-Bund Deutschland (ESBD), ein Pendant zum DFB.

Warum stinken nasse Hunde?

PROTOKOLLELENA DEUTSCHER FOTODANIELA ARNDT ILLUSTRATIONNANNA ZIMMERMANN

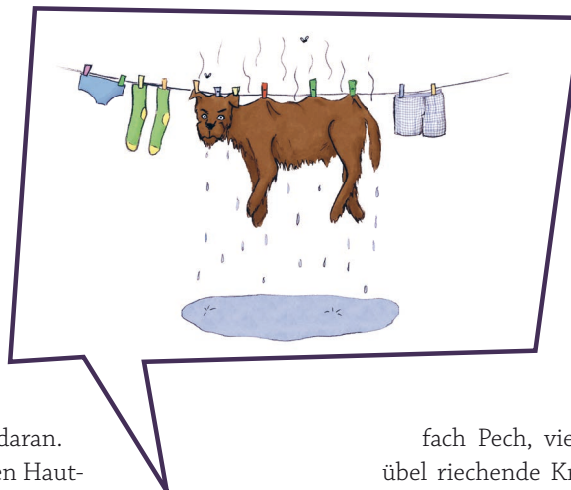
Ein Hund tollt nie allein durch die Gegend. In seinem Fell und auf seiner Haut leben unzählige Mikroben, wie zum Beispiel Bakterien oder Hefen. Diese winzigen Lebewesen sind nützlich, sorgen aber auch für einen unangenehmen Geruch.

Das Hundefell bietet die perfekten Voraussetzungen für die kleinen Bewohner. Es ist schön warm und manchmal ein bisschen feucht. Die Mikroben, auch Mikroorganismen genannt, leben übrigens nicht nur auf Hunden. Auch bei uns Menschen fühlen sie sich wohl. Ein Hund trägt jedoch deutlich mehr von ihnen mit sich herum, da er seltener duscht und sein Fell mehr Fläche bietet. Gerade im dichten Unterfell fühlen sich Mikroben zu Hause. Sie allein sind allerdings noch nicht für den Geruch von nassen Hunden verantwortlich.

Vielmehr ist der unermüdliche Appetit der Mikroorganismen schuld daran. Sie ernähren sich hauptsächlich von den Hautschuppen des Hundes. Diese bestehen unter anderem aus Eiweißen und Fettsäuren. Besonders gern stürzen sich die Mikroben auf die Grundbestandteile der Nährstoffe, auf die Aminosäuren. Die Mikroben bauen diese organischen Verbindungen ab und zerkleinern sie. Das ist vergleichbar mit uns Menschen. Auch wir zerkauen unsere Nahrung in immer kleinere Bestandteile. Allerdings können die Mikroorganismen die Nährstoffe nicht vollständig verdauen. Das kann man sich so vorstellen, als würden sie krümeln. Beim Futtern hinterlassen die Mikroben Alkohole, organische Säuren, Aldehyde und andere Nebenprodukte auf der Haut und im Fell des Hundes.

Diese kleinen Krümel sorgen am Ende für den

Gestank. Wir können den starken Eigengeruch des Hundes auch wahrnehmen, wenn er überhaupt nicht nass ist. Dafür müssen wir unsere Nase nur in sein Fell stecken. Wird der Hund nass, können wir diese Geruchsbildung auch aus einer gewissen Distanz riechen. Die Nebenprodukte sind meist in Wasser löslich. Wenn das Hundefell wieder trocknet, werden die Geruchsstoffe mit dem verdampfenden Wasser aus dem Fell in die Luft transportiert, wo wir sie dann besonders intensiv wahrnehmen.



Und warum riecht ein nasser Hund so viel stärker als eine nasse Katze? Mikrobe ist nicht gleich Mikrobe. Je nachdem, welche sich auf einem Tier befinden, entstehen unterschiedliche Nebenprodukte. So riecht auch der Schweiß von Mensch zu Mensch anders, weil er von unterschiedlichen Mikroben zersetzt wird. Hunde haben also einfach Pech, viele Mikroben zu beherbergen, die übel riechende Krümel produzieren. Zudem ist die Geruchsbildung bei Katzen generell geringer, da sie ihr Fell häufiger putzen.

Gegen den Geruch hilft übrigens, wie beim Menschen auch, regelmäßiges Duschen oder Baden. Dabei wird sowohl die Anzahl der Mikroben als auch die Anzahl der Geruchsstoffe reduziert. Ob wir dem Hund damit einen Gefallen tun, ist allerdings fraglich. Denn durch die vielen Mikroben fällt es Krankheitserregern schwer, sich auf der Haut anzusiedeln. Außerdem dürfte sein eigener Geruch den Hund wohl am wenigsten stören.

Prof. Dr.-Ing. Lars M. Blank studierte und habilitierte an der TU Dortmund. Er ist Lehrstuhlinhaber am Institut für Angewandte Mikrobiologie an der RWTH Aachen.



BAUCH, BEINE, HIRN

Studium und Leistungssport zusammenzubringen, ist für deutsche Nachwuchsathlet*innen kaum möglich. Manche zieht es daher raus aus Deutschland an amerikanische Universitäten. Was dort besser läuft – zwei Talente berichten.

TEXT NICO EBMEIER ILLUSTRATION NANNA ZIMMERMANN



Es ist schon irgendwie ein richtig geiles Gefühl, wenn du den Uni-Flur entlanggehst und jeder sofort weiß, wer du bist. Das ist ein Ansehen, das du in Deutschland an Hochschulen nie bekommen würdest. Hier repräsentierst du eine ganze Universität, einen ganzen Bundesstaat.“ Wenn Kira Kutzinski über ihren Aufenthalt in den USA spricht, gerät sie ins Schwärmen. Seit zwei Jahren lebt die Ostwestfälin in den Staaten und verwirklicht ihren Traum, Profifußball-Torhüterin zu werden.

In den USA hat sie die Möglichkeit, diesem Traum nachzugehen und dennoch zu studieren. Per Stipendium bezahlen die amerikanischen Universitäten ihren

Sportler*innen das Studium und eine Unterkunft, wenn sie für die Hochschule sportlich aktiv werden. Dass sie diesen Umweg über Nordamerika nehmen muss, hat für Kira zwei entscheidende Gründe: Zeit und Geld. In Deutschland hat sie für den Zweitligisten Herforder SV gespielt. Drei Trainingseinheiten plus ein Spiel pro Woche – das ließ sich zeitlich nur schwer mit einer Ausbildung oder einem Studium vereinbaren. Dazu sind die Gehälter in der zweiten Frauen-Bundesliga überschaubar.

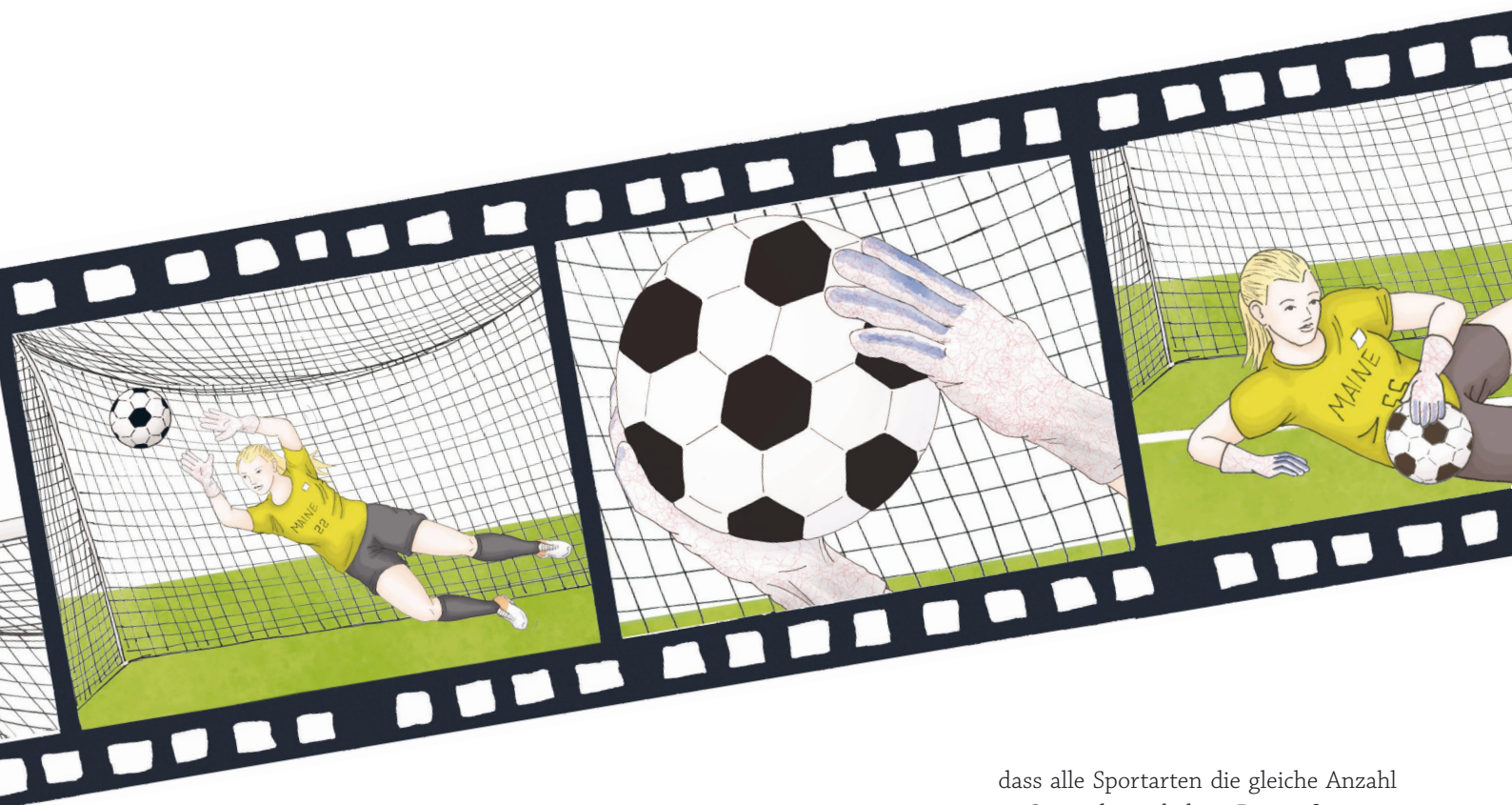
In Maine, einem nordöstlichen Bundesstaat an der Grenze zu Kanada, wo Kira nun studiert, ist das anders. Hier kann sie ihr sportliches Talent sogar nutzen, um an der Universität „Marketing and International Business“ zu studieren. Sport und Studium sind dort

viel leichter miteinander zu vereinbaren als in Deutschland. Kira bekommt beispielsweise spezielle Nachhilfe im Studium, wenn sie diese braucht, oder darf hier und da mal zu spät zum Unterricht kommen, wenn das Training länger dauert.

DER BESTÄNDIGE WETTBEWERB IST TEIL DES SYSTEMS

Das ermöglicht es ihr, trotz Studiums für die Uni-Mannschaft, die „Black Bears“, im Tor zu stehen. „Es ist schon wie ein kleiner Traum. Meine Welt dreht sich hier Tag für Tag um Fußball und trotzdem habe ich in ein paar Jahren einen vernünftigen Abschluss und bin dazu noch in der großen, weiten Welt unterwegs“, sagt die 21-Jährige.

Warum ist dieser Weg, der Spitzensport und Studium verbindet, in den



USA für Sportler*innen wie Kira so viel einfacher möglich? Der Hauptgrund ist das US-amerikanische Bildungssystem. Die Universitäten in Nordamerika sind nicht staatlich, sondern privat finanziert. Sie stehen in ständiger Konkurrenz zueinander, akademisch wie sportlich. Deshalb buhlen die Unis mit allen Mitteln um die Studierenden. Hochmoderne Sportanlagen sollen zum Beispiel ausländische Athlet*innen locken. Eine sportlich erfolgreiche Hochschule ist wiederum attraktiv für Studierende ohne Stipendium, die sich für eine gute sportliche Ausbildung und ein passendes Studium interessieren. Die Athlet*innen müssen hohe Studiengebühren bezahlen, an denen die Uni schließlich verdient.

Damit dieses System funktioniert, müsse Hochschulsport in der Gesellschaft einen herausragenden Stellenwert haben, erklärt Sportwissenschaftler Benjamin Bendrich. In den USA repräsentieren die Sportler*innen die Hochschulen.

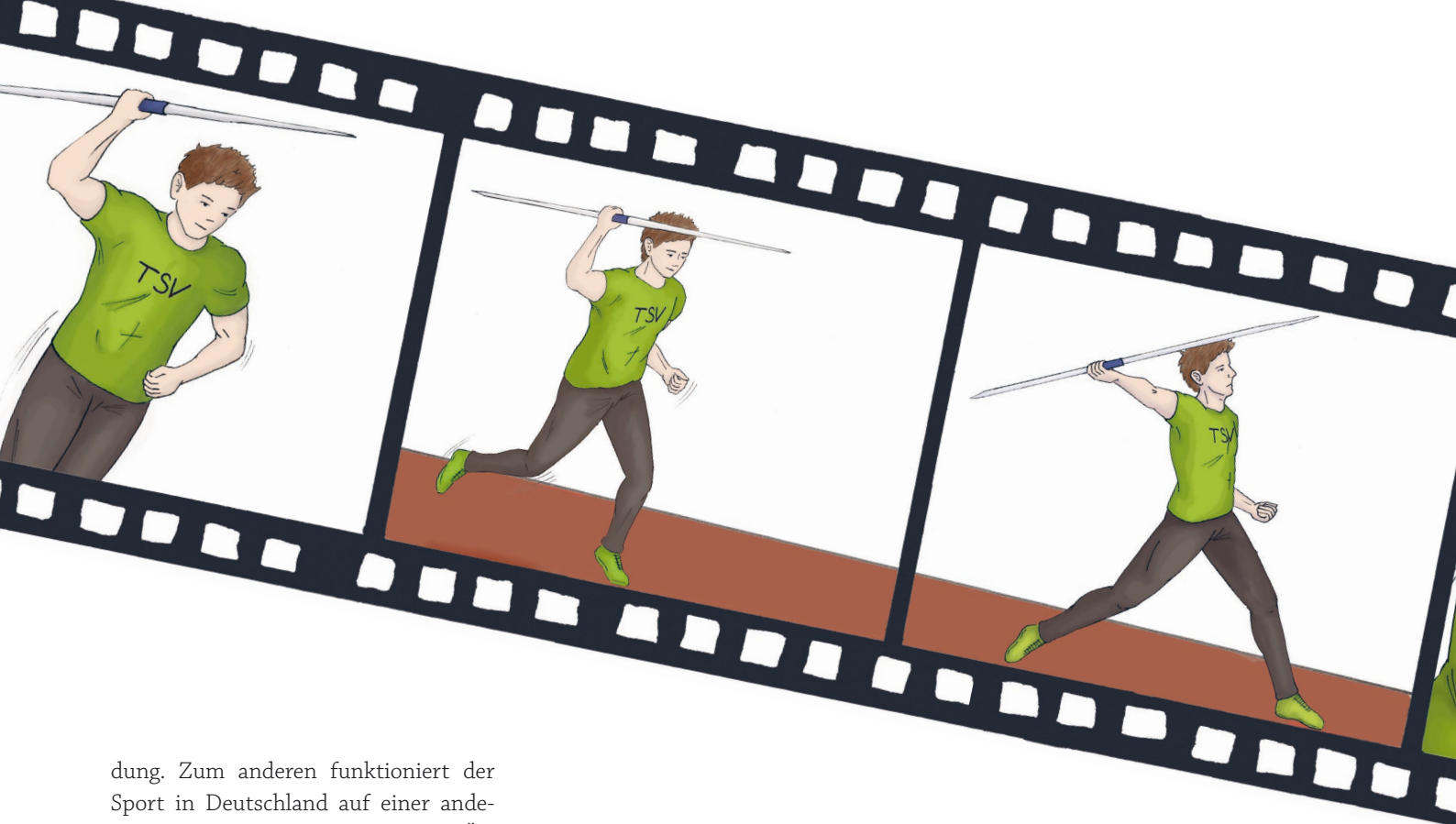
Pay-TV-Sender übertragen beispielsweise die Spiele von Kiras „Black Bears“ live. „Die Colleges dort fördern extrem viele Sportler und bilden sie gleichzeitig aus. Die besten werden später von den großen Vereinen in den USA und Europa übernommen und repräsentieren die Colleges als Aushängeschild nach außen“, sagt Bendrich. Die Athlet*innen, die nach ihrer universitären Zeit keinen Platz bei einem Profi-Club bekommen, haben dann trotzdem einen Studienabschluss vorzuweisen und können so Geld verdienen. Denn ein Gehalt gibt es für Hochschulsportler*innen in den USA trotz sportlicher Höchstleistung nicht. Sie gelten per Gesetz als Amateur*innen. Die Universität stellt ihnen die Verpflegung, eine Unterkunft und manchmal noch eine „Cost of Attendance“, also eine Teilnahmevergütung.

AUSGEGLICHENHEIT ALS SCHLÜSSEL ZUM ERFOLG

Und noch etwas verbessert die Stellung des Hochschulsports in den USA deutlich: Das „Title IX“-Gesetz garantiert,

dass alle Sportarten die gleiche Anzahl an Stipendien erhalten. Die größte amerikanische College-Sportart Football generiert beispielsweise so viele Einnahmen, dass der Überschuss Stipendien in kleinere Sportarten finanzieren kann. Das überschüssige Geld der Footballer wird dann etwa an die Kanut*innen weitergegeben. „Somit soll gleich vielen Spitzensportlerinnen und -sportlern ein Stipendium in den unterschiedlichsten Sportarten ermöglicht werden.“, sagt Bendrich. 2018 machte die amerikanische Organisation für universitäre Sportprogramme (NCAA) 1,07 Milliarden US-Dollar Umsatz, die ausgeglichen in die verschiedenen Sportarten investiert wurden. Das Resultat des Systems, in dem Breite und dadurch die Spitze gleichermaßen gefördert werden sollen, zeigt sich an den Medaillenspiegeln bei Olympischen Spielen. Dort mischen die USA stets vorne mit.

Der „amerikanische Weg“ wäre in Deutschland gar nicht zu realisieren. Denn zum einen sind die Hochschulen hier staatlich finanziert. Überall im Land bekommen Studierende eine im Vergleich zu den USA günstige Ausbil-



dung. Zum anderen funktioniert der Sport in Deutschland auf einer anderen Ebene, sagt Oliver Kraus. Er ist Öffentlichkeitsreferent des Allgemeinen Deutschen Hochschulsportverbands. „Leistungssport findet in der Regel in traditionellen Vereinen statt, die jährlich um Auf- oder Abstiege kämpfen. Ein solcher Vereinssport existiert in den USA überhaupt nicht.“ Während sich in den Vereinigten Staaten die Hochschulen regelmäßig in Wettbewerben duellieren, stehen in Deutschland die jeweiligen Vereine in gegenseitiger Konkurrenz zueinander. Der Großteil der Klubs ist neben dem Leistungssport vermehrt auf den Freizeitsport ausgelegt. Auch der Hochschulsport an deutschen Universitäten richtet sich danach aus. Es gibt zwar auch Meisterschaften zwischen Athlet*innen der Hochschulen. Die finden aber in der Öffentlichkeit nahezu keine Beachtung und sind sportlich nicht auf Profi-Niveau.

OHNE STUDIUM KEINE LANGFRISTIGE ZUKUNFT

Nico Rensmann kennt die Nachteile des deutschen Systems. Der Leverkusener ist zwar Deutscher Hochschulmeister im Speerwerfen, doch dieser Titel hat im Vergleich zu den USA einen geringeren Stellenwert. Von der absoluten, nationalen Spitze ist er nämlich noch weit entfernt, der Rückstand fast nicht

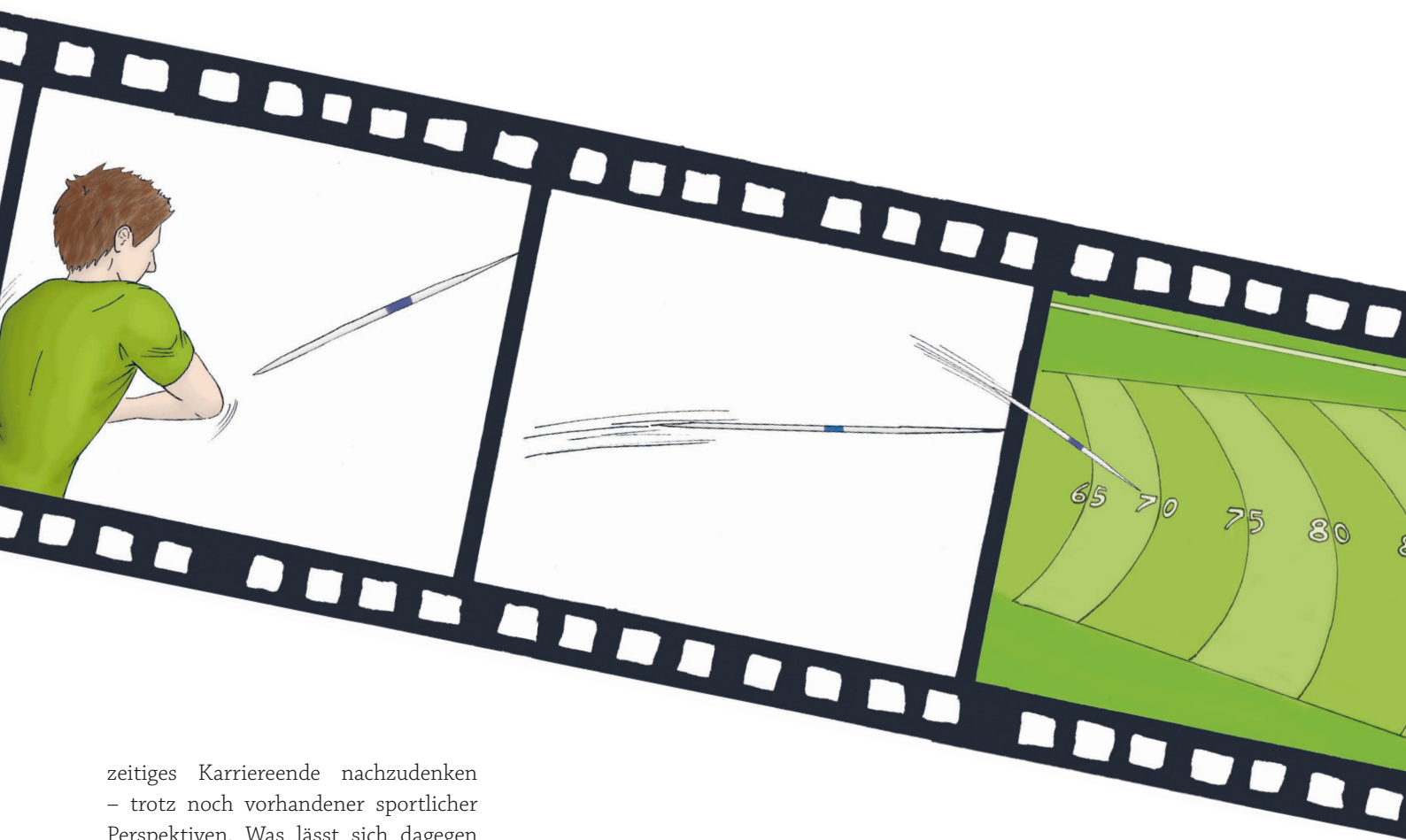
mehr aufzuholen. Um bei den ganz Großen mitzuwerfen, müsste Rensmann seine Bestweite von knapp 75 Metern auf mehr als 90 Meter verbessern. „Es ist natürlich schwer. Einerseits willst du möglichst jede Sekunde in deinen Sport investieren. Auf der anderen Seite weißt du, dass es auch ein Leben nach deiner Karriere geben muss“, sagt er. Deswegen studiert der 23-Jährige an der Sporthochschule in Köln. Für einen Nebenjob hat Nico keine Zeit, da sein Sport und sein Studium „den Tag schon gut ausfüllen“. Eine andere Geldquelle als den Sport bräuchte er aber spätestens dann, wenn er durch eine Verletzung oder fehlende Leistungen nicht mehr ausreichend von seinem Verein bezahlt wird.

Noch kann er sein Leben davon gut finanzieren. Von seinem Verein TSV Bayer Leverkusen bekommt er Gehalt – vom Staat nicht. Nur ein Eintritt in den Bundeskader, der meistens nur den drei Besten einer Disziplin vorbehalten ist, bringt eine Förderung und finanzielle Sicherheit. Da es in Deutschland mit Thomas Röhler, Andreas Hoffmann und Johannes Vetter gleich drei Weltklasse-Speerwerfer gibt, war dieser Weg für den Leverkusener schnell verbaut. Der Leichtathlet

bekommt von seinem Verein in Leverkusen neben dem Gehalt auch Vergünstigungen bei Kleidung und Trainingsmaterial, doch selbst das hängt von seinen Leistungen ab. „Wenn du ein Jahr lang verletzt bist, bekommst du eben weniger Geld. So einfach ist das. Ich denke zwar, dass es eine faire, aber auch harte Lösung ist.“ US-Stipendiat*innen verlieren dagegen nur in absoluten Ausnahmefällen ihr Stipendium wegen einer Verletzung.

BELIEBTE ALTERNATIVE BUNDESWEHR

Aufgrund der schwierigen Vereinbarkeit zwischen Sport und Studium und dem dennoch enormen Leistungsdruck fallen in Deutschland viele talentierte Athlet*innen durch das System. „In Deutschland ist die Drop-Out-Quote, also der Anteil der Sportaussteiger, sehr hoch. Ein Studium oder eine Ausbildung als zweites Standbein ist unabdingbar“, sagt der Sportwissenschaftler Benjamin Bendrich. Einer Studie des Bundesinstituts für Sportwissenschaften aus 2010 zufolge geben 51,9 Prozent der Athlet*innen zu, über ein vor-



zeitiges Karriereende nachzudenken – trotz noch vorhandener sportlicher Perspektiven. Was lässt sich dagegen unternehmen?

Zum einen gibt es die Möglichkeit, wie Kira, die Torhüterin, per Sportstipendium in die Staaten zu gehen. Dort sei die Drop-Out-Quote geringer als in Deutschland, erklärt Bendrich. Zum anderen bieten Bundeswehr, Polizei und Zoll hierzulande einen dualen Ausbildungsweg für Spitzensportler*innen an. Dort finanziert der Staat die Athlet*innen. Und der deutsche Spitzensport nimmt dieses Angebot gerne an. Das zeigen unter anderem die Winterspiele 2018 in Südkorea, bei denen 109 von 154 deutschen Athlet*innen beim Staat angestellt waren. Während der Olympischen Spiele in Brasilien gehörten immerhin 125 der 450 deutschen Teilnehmer*innen der Bundeswehr an. Der Nachteil dieses dualen Wegs: Nach dem Karriereende sind die beruflichen Alternativen begrenzt. Ein Studium würde mehr Möglichkei-

ten bieten. Der Allgemeine Deutsche Hochschulsportverband (ADH) versucht deshalb, den Spagat zwischen Spitzensport und einem Studium zu erleichtern. 1999 startete der ADH das Projekt „Partnerhochschule des Spitzensports“. Es soll gewährleisten, dass auch Spitzensportler*innen die Chance eines Studienabschlusses bekommen. Durch den „Nachteilsausgleich“ werden Leistungsbeeinträchtigungen angepasst. Mitglieder des Bundeskaders können damit beispielsweise trotz schwacher Abitur-Note ein Studium beginnen. Teil des Projekts sind aktuell etwa 1200 Studierende an mehr als 100 Hochschulen.

DER WEG ZURÜCK IN DIE DEUTSCHEN LIGEN

Natürlich bleibt dennoch der Reiz des Studiums in den Vereinigten Staaten und einer mehrjährigen Auslandserfah-

rung. Anschließend wäre der Eintritt in den deutschen Spitzensport immer noch möglich. Den hat auch Kira im Kopf. „Ich weiß nicht, ob meine fußballerische Zukunft wirklich hier in den USA ist.“

Denn auch wenn die „Black Bears“ in der „America East Conference“, einer der größeren Ligen vor Ort, spielen, gehört die Universität in Maine nicht zu den stärksten Fußball-Ausbildern in den USA. Sie bekommt deshalb von den dortigen Profi-Mannschaften auch kaum Beachtung. Nach dem Studium kann sich Kira vorstellen, wieder zurück nach Deutschland zu gehen. „Die Zweite Liga traue ich mir dort mindestens zu“, sagt die Torhüterin. Einen Abschluss in Marketing and International Business hätte sie dann zur Sicherheit schon in der Tasche.



Im Sport wird normalerweise streng getrennt: Frau gegen Frau, Mann gegen Mann. Bei den Eisadlern Dortmund ist das anders. Das Tor des U20-Herren-Juniorenteams hütet Pia Surke. Auf dieser Position ist sie eine entscheidende Spielerin im Team. Wenn die Torhüterin gut pariert, scheidert selbst das beste Angriffsspiel. Über ihren Bruder kam Pia als Sechsjährige aufs Eis. Er spielte bei den Bambinis, da wollte die Schwester natürlich auch hin.

Mittlerweile fährt die 19-jährige Dortmunderin zweigleisig: Neben dem Männer-Team spielt sie noch in der Frauen-Bundesliga beim EC Bergkammerer Bären. Im Interview spricht die Sportwissenschafts-Studentin über diese besondere Konstellation und warum Frauen-Eishockey genauso spannend ist wie das der Männer.

Die Eishockey-Männer schießen den Puck mit einer Geschwindigkeit von

bis zu 170 Kilometern pro Stunde. Wie kommst du darauf, dich da ins Tor zu stellen?

Die Schüsse sind natürlich deutlich härter als bei den Frauen. Mit den Jungs zu spielen, bringt mich deshalb persönlich weiter. So kann ich noch mehr Erfahrung und mehr Eiszeit mitnehmen.

Wie hast du es als Frau in die Herrenmannschaft geschafft?

In Dortmund habe ich schon immer bei den Männern gespielt, da es dort keine reine Frauenmannschaft gibt. Es war nie ein Problem, dass ich dort als Frau im Tor stehe. Solange meine Leistung auf dem Eis stimmt, spiele ich auch. Habe ich mal einen schlechten Tag, werde ich weniger eingesetzt.

Bei anderen Sportarten spielen Frauen und Männer in getrennten Teams.

Im deutschen Eishockey spielen sogar die zwei besten Torhüterinnen in der Regionalliga-Ost und der Bayernliga

bei den Männern mit. Das ist die vierte Liga. Im Juniorenbereich, also bis zur U20, kommt es noch häufiger vor. Nur wenige Frauen spielen jedoch bei den Senioren weiter. Wenn doch, stehen sie meistens im Tor und nicht auf dem Feld. Denn bei den Männern ist es auf dem Eis zu körperlich. Als Frau ist es einfach zu schwierig, dort mitzuhalten. Checken darf man laut unserem Regelwerk nicht, bei den Männern darf man auch mal rempeln.

Wie stehst du dazu, dass Frauensport häufig einen viel geringeren Stellenwert hat als Männersport?

Vor allem im Eishockey ist es wirklich unfair. Die Profis in der Herren-Bundesliga können vom Eishockey leben. Und deren Spiele werden regelmäßig im Fernsehen übertragen. Bei den Frauen werden die Partien nur selten gezeigt. Und wenn, dann sind es nur die Spiele der besten Teams, wie zum Beispiel vom ESC Planegg-Würmtal,



ALLEIN UNTER MÄNNERN

Pia Surke ist Eishockey-Torhüterin – in einer Männer-Mannschaft. Seit 13 Jahren spielt sie als Rückhalt der Junioren-Teams der Eisadler Dortmund. Männlich und weiblich gemeinsam gilt in anderen Sportarten als Unding, für Pia ist es selbstverständlich.

TEXT NOAH SIMON FOTO KLAUS LEUFFEN & PRIVAT

der in dieser Saison die Hauptrunde gewonnen hat. Wir gehen im Frauen-Eishockey fast genau den gleichen steinigen Weg, um in der Bundesliga zu spielen, wie die Männer.

Was sollte sich also ändern?

Ich finde, dass sich vor allem etwas an der Wahrnehmung von Frauen-Eishockey ändern muss. Wenn ich mit Eishockeyfans über die Frauen-Bundesliga spreche, wird das Gespräch recht schnell beendet, weil sie glauben, dass das Quatsch ist. Es sollte einfach mehr für das Image getan und gezeigt werden, dass Frauen-Eishockey auch super spannend ist. Dafür wäre natürlich die Bereitschaft vom Deutschen Eishockey-Bund (DEB) notwendig, mehr Werbung für uns zu machen und auch deutlich mehr Geld in die Hand zu nehmen. Es weiß nämlich kaum jemand, dass es eine Frauen-Bundesliga gibt, oder dass Mädchen und Frauen überhaupt Eishockey spielen.

Verdienst du denn Geld, wenn du in der höchsten Liga der Frauen spielst?

Nein, gar nichts. Wir Frauen zahlen in der Bundesliga sogar noch oben drauf. Bei den Bergkamener Bären, also in meinem Frauenteam, muss ich die Fahrten und Unterbringungen selbst bezahlen und das bei Spielen in ganz Deutschland. Manchmal kriegen wir ein Vorbereitungsturnier in Berlin gesponsert, wobei dort auch nur die Kosten für das Hotel übernommen werden. Bei den U20-Junioren der Eisadler verdiene ich wie in der Bundesliga auch nichts.

Geht der Spaß nicht verloren, wenn man alles selbst bezahlen muss?

Meine Familie hat mich bisher immer sehr gut unterstützt. Natürlich ist es nicht gerade schön, wenn man mal eben 1600 Euro ausgeben muss, um sich eine neue Ausrüstung zu kaufen. Das kommt aber zum Glück nicht so oft vor. Ich gehe jetzt auch auf 450-Euro-Basis in einem Supermarkt arbeiten, damit

ich das selbst finanzieren kann. Besser wäre es, wenn mir und meinem Team die Saison gesponsert würde. Aber Spaß haben wir trotzdem.

Warum hast du dich ausgerechnet für die Position im Tor entschieden?

Ehrlich gesagt, weiß ich das nicht mehr so genau. Ich habe schon von Anfang an gesagt, dass ich ins Tor will. Irgendwie war das einfach so ein Gefühl. Meine Eltern haben mir das aber nie erlaubt, weil es zu gefährlich wäre. Als dann einer der Torhüter aus unserer Mannschaft zu einem anderen Team gewechselt ist, hat unser Trainer gefragt, wer nun ins Tor gehen will. Denn die Regeln besagen, dass ein Bambini-Team immer zwei Torhüter braucht. Da habe ich mich sofort gemeldet, bin ganz stolz nach Hause gegangen und habe gesagt: „So! Ich stehe jetzt im Tor!“ Sieben Jahre war ich da alt. Es hat also zum Glück nicht so lange gedauert, bis ich meine Eltern überzeugt habe.



» Wir gehen im Frauen-Eishockey fast genau den gleichen steinigen Weg, um in der Bundesliga zu spielen, wie die Männer. «

Pia Surke hütet bei den Eisadlern Dortmund das Tor des U20-Herren-Juniorenteams und spielt parallel dazu in der Eishockey-Bundesliga der Frauen.

Wie stehen denn deine Eltern heute zu deinen Eishockey-Plänen?

Meine Freunde und Familie finden das cool. Wenn ich erzähle, dass ich Eishockey spiele und dann auch noch im Tor, kommen bei Fremden meistens erst komische Blicke. Wenn ich hinzufüge, dass ich bei den Männern mitspiele, kommt schon ein bisschen Begeisterung auf und die Leute werden viel neugieriger.

Wie fühlst du dich als Frau in einer Mannschaft voller Männer?

Es ist auf jeden Fall eine schöne Abwechslung. Ich habe in meiner Damen-Mannschaft zwar die besseren Freunde, aber bei den Männern gefällt mir, dass dort gerade heraus gesprochen wird, was man denkt und nicht hinterücks getuschelt wird. Ich finde aber, dass beide Mannschaften ihre Vorteile haben. Ich fühle mich in beiden Teams sehr wohl.

Die meisten deiner Gegner wissen, dass eine Frau bei den Eisadlern spielt. Wirst du von ihnen deswegen diskriminiert oder sogar körperlich angegangen?

Es kommen häufig dumme Sprüche nach dem Motto ‚Jetzt gewinnen wir sowieso!‘ Oder: ‚Die hält sowieso keinen Schuss!‘ Auch vom gegnerischen Trainer. Früher ist das mit den Kommentaren öfter vorgekommen als heute. Ich

denke, das hat etwas mit dem Alter und der Reife zu tun. Richtig diskriminiert oder beleidigt wurde ich nicht, nur weil ich als Frau bei den Männern mitspiele. Die Jungs denken vielleicht, dass sie 30 Tore schießen können. Wenn sie aber merken, dass ich was kann, haben sie Respekt.

Du sprichst von dummen Sprüchen. Trifft dich das nicht persönlich?

Ich versuche, es zu ignorieren. Es bringt sowieso nichts, sich darüber aufzuregen. Meine Taktik ist immer: Wenn sie neben dem Eis eine große Klappe haben, müssen sie auf dem Eis erst einmal Leistung bringen. Wenn dann nichts kommt, lache ich eben in mich hinein und die Sache ist für mich gegessen.

Schützen dich deine Mitspieler besonders, wenn es zu solchen Provokationen kommt?

Das würde ich nicht sagen. Der Torhüter ist im Eishockey sowieso das Heiligtum auf dem Eis. Wenn der angegangen wird, kommen die Jungs natürlich und hauen auf den Gegner drauf. Dann ist es egal, ob ich im Tor stehe oder jemand anderes. Auch sonst habe ich kaum besondere Privilegien. Ich sitze in der gleichen Kabine neben meinen Teamkollegen und habe damit auch kein Problem. Duschen gehe ich natürlich woanders oder zu Hause.

Wo liegt deine Zukunft im Eishockey, eher bei den Männern oder doch bei den Frauen?

Ein Traum wäre es natürlich, einmal in der Nationalmannschaft und bei Olympia zu spielen. Der Fokus liegt bei mir daher definitiv auf der Frauen-Bundesliga, auch wenn ich sehr gerne bei den Männern mitspiele. Deshalb habe ich mich entschlossen, bei den Eisadlern aufzuhören. Dort habe ich einen zusätzlichen Leistungsdruck, den ich nicht mehr möchte. Dennoch werde ich in einer Männermannschaft weiterspielen, und zwar beim ESV Grizzlys Bergkamen. Das ist für mich deutlich einfacher, da sie in einer niedrigeren Liga mit weniger Druck spielen. So kann ich mich besser auf die Frauen-Bundesliga konzentrieren.

Die Corona-Einschränkungen verhindern ein normales Training von Teams. Wie gehst du damit um?

Schwierig war es vor allem, als unsere Saison im März abgebrochen wurde. Da habe ich mich wirklich geärgert, weil ich gerne noch weitergespielt hätte. Momentan haben wir sowieso Sommerpause, das Eishockeyspielen fehlt mir trotzdem immer. Wir haben einen Trainingsplan für zu Hause bekommen, an den ich mich auch halte. Das macht es vielleicht ein bisschen einfacher. Ich freue mich aber schon, wenn es wieder aufs Eis geht und ich die Pucks halten kann.

Intensiver Einsatz

Constantin Kernich gehört zu den wenigen Studierenden, die während der Corona-Krise einen neuen Job gefunden haben. Er hilft auf der Intensivstation einer Bochumer Klinik – obwohl er die Versorgung von Kranken bisher nur aus dem Hörsaal kannte.

TEXT LILLI-MARIE HILTSCHER FOTO PRIVAT

Erst vor Kurzem ist Constantin Kernich bewusst geworden, in welche Gefahr er sich begibt. „Wir hatten einen sehr jungen Patienten mit Corona-Verdacht auf der Station. Der Typ war gerade einmal 20 Jahre alt“, berichtet der Student. „Als der Mann mich fragte, ob ich nicht Angst hätte, mich anzustecken und selbst hier zu liegen, musste ich schlucken.“ Denn bisher kannte er nur deutlich ältere Patient*innen, die sich mit dem Coronavirus infiziert hatten, erzählt Constantin. Dass auch junge Menschen so schwer an Covid-19 erkranken können, dass sie auf der Intensivstation landen, hatte der 30-Jährige bis dahin verdrängt.

Constantin, Medizinstudent im siebten Semester an der Universität Duisburg-Essen, hilft seit Mitte März am Bochumer St. Josef-Hospital auf der Intensivstation aus. Krankenhäuser stellten zu Beginn der Pandemie Medizinstudierende ein, weil in der Krise die Kapazitäten des Pflegepersonals teils nicht ausreichten. Aufmerksam auf die Stellenausschreibung des Bochumer Krankenhauses wurde er durch den Hinweis einer Kommilitonin. Constantin hatte eine Zeit lang in Bulgarien studiert, war gerade nach Deutschland zurückgekehrt und suchte nun einen Job. Virus hin oder her, er war gleich begeistert von der „einmaligen Chance, dort praktische Erfahrung zu sammeln“.

In den ersten zwei Wochen wurde Constantin zunächst auf einer normalen Station eingesetzt. Doch nachdem sich die Lage verschärft hatte, wurde er auf die Intensivstation beordert. „Als ich die Mitteilung erhielt, war ich extrem aufgeregt“, sagt Constantin. Einerseits habe er großen Respekt vor der Krankheit. „Andererseits ist es gerade für mich als Medizinstudent eine krasse Erfahrung, so sehr in die Prozesse auf einer Intensivstation eingebunden zu sein. Da kann ich sehr viel für mein Studium lernen.“ Seine Familie teile die Euphorie nur zum Teil. Vor allem seine Mutter und seine Oma hätten Angst, dass er sich mit dem Coronavirus anstecke.

Um sich davor zu schützen, muss Constantin strenge Vorkehrungen treffen, bevor er auf der Intensivstation in ein Zimmer mit Infizierten geht. „Es gibt einen bestimmten Ablauf, nach dem man die Schutzkleidung erst an- und danach wieder auszieht. Damit stelle ich sicher, dass ich nichts angefasst habe, was möglicherweise kontaminiert ist“, erklärt er. Seine Schutzkleidung besteht aus einer Spezialmaske, einem Ganzkörper-Anzug und einem Kittel. Außerdem



zieht Constantin mindestens zwei Paar Handschuhe übereinander an, damit er auch dann geschützt ist, wenn einer der Handschuhe reißt. Als er zum ersten Mal ein Patientenzimmer betreten habe, sei er sehr angespannt gewesen. „Ich habe dreimal nachgefragt, ob ich alles richtig mache.“ In den Zimmern unterstützt er das Pflegepersonal beispielsweise beim Umlagern der Patient*innen, damit sie sich keine wunden Stellen liegen.

Mit seinem Medizinstudium könne er seinen neuen Nebenjob gut vereinbaren, denn seine Arbeitszeiten kann er weitgehend frei wählen: „Derzeit finden ohnehin nur Online-Vorlesungen statt. Wenn ich die Uhrzeiten meiner Vorlesungen kenne, dann kann ich angeben, wann ich arbeiten kann.“ Bis zu 80 Stunden im Monat hilft er auf der Intensivstation aus. Wenn an der Uni allerdings die Prüfungsphase ansteht, wird er gar nicht arbeiten. Seine Bezahlung orientiert sich am Lohn einer Pflegehilfskraft. Constantin will noch bis Ende des Jahres im Bochumer Krankenhaus bleiben: „Wir rechnen damit, dass die Corona-Pandemie bis zum 31. Dezember noch nicht vorbei ist.“

AUFERSTEHEN AUS RUINEN



Die Bochumer Straße in Gelsenkirchen ist zum Symbol geworden: Kaum ein anderer Ort steht so sehr für die Schattenseiten des Ruhrgebietes. Verfallene Häuser, Leerstände und Kriminalität. Die Stadt und kreative Gelsenkirchener*innen wollen den Niedergang stoppen.

TEXT NIKLAS HONS FOTO MAGNUS TERHORST



Ein leuchtend oranger Aufkleber an der Tür: „Amtlich versiegelt“. In der Bochumer Straße 110 war einmal ein Wettbüro, heute regiert hier die Verwahrlosung. Die rote Leuchtreklame über der Tür ist abgewetzt, Kabel und alte Neonröhren ragen heraus. Auf der gegenüberliegenden Straßenseite, Hausnummer 89, befindet sich ein leerstehendes Ladenlokal. „Spielforum“ steht auf dem Fenster. An den weißen Lettern haben sich mit der Zeit rostbraune Schlieren gebildet. Die lachs- und beigefarbenen Gardinenlamellen stammen wohl aus den 70er-Jahren.

Das Image der Gegend hat seitdem mindestens genauso gelitten wie die Häuser selbst. Die Bochumer Straße im Gelsenkirchener Stadtteil Ückendorf war zur Gründerzeit noch eine Prachtstraße. Fabrikchefs und Filialleiter haben hier gelebt. Doch der Wohlstand hat sich mit dem Niedergang der Kohle- und Stahlindustrie im Ruhrgebiet fast vollständig verabschiedet. Heute stehen in Ückendorf rund 1000 Arbeitslose den 6000 sozialversicherungspflichtig Beschäftigten gegenüber. Und mit dem Wohlstand sind auch die Menschen weggezogen: Seit Mitte der 70er-Jahre ist die Bevölkerungszahl in dem Viertel um fast 20 Prozent geschrumpft. Pracht ist in den vergangenen vier Jahrzehnten Verfall gewichen, kriminelle Clans haben die gehobene Gesellschaft abgelöst. Schrottimmobilien wie Haus Nummer 89 und 110 reihen sich fast ausnahmslos im 600 Meter langen mittleren Abschnitt der Straße aneinander. Der damalige Chef der Polizeigewerkschaft NRW, Arnold Plickert, bezeichnete die Bochumer Straße 2017 als „No-Go-Area“. Das seien Angsträume, in denen sich andere Bürger*innen unwohl fühlen würden.

Die Stadt und Anwohner*innen der Bochumer Straße wollen sich mit dem Verfall nicht abfinden. Die vorrangig



jungen Gelsenkirchener*innen wollen, dass ihre Heimat wieder goldenen Zeiten erlebt. Eine Straße mit Kiez-Charme, eine Art Kreuzberg fürs Ruhrgebiet. Mithilfe der Stadt soll Ückendorf wieder florieren. Wie kann dieser Kraftakt gelingen?

PARTYS UNTER METALLPFEILERN

Kurz nach elf Uhr an einem Samstagabend Ende vergangenen Jahres. Vor der Bochumer Straße 107 steht eine Gruppe junger Leute, einige rauchen. Elektromusik wummert durch die offene Tür. Darüber bilden fette schwarze Buchstaben das Wort „Phono“. Im Phono sitzen noch mehr junge Leute auf klobigen Sesseln, viele tanzen auf einem Perserteppich in der Mitte des Raumes. Die Räume der zweiten Etage über dem Phono sind mit Metallpfeilern abgestützt. Sie sind einsturzgefährdet.

Hinter dem Getränke-Tresen aus einer einfachen Holzplatte steht ein Mann: schwarz-graue Bartstoppeln, schwarzer Hoodie, Basecap, Hornbrille, Tattoos bis an die Fingerknöchel. Er hat den Nachtclub vor zwei Jahren eröffnet, zwischen Bauruinen und polizeilichen Ermittlungen in der Nachbarschaft. Maik Rokitta wusste, worauf er sich einlässt.

Der 47-Jährige ist gebürtiger Gelsenkirchener, verlassen hat er das Ruhrgebiet



» Die stecken hier ohne Ende Geld rein. Die haben Bock. Die machen das auf jeden Fall richtig. Die Alternative wäre, dass hier alles weiter verfällt. «

Maik Rokitta über die SEG

nie. Ein paar Jahre lebte er in Bochum-Wattenscheid. Dort betrieb Rokitta ein Upcycling-Atelier, aus alten Skateboards fertigte er hippe Möbelstücke: „Da habe ich auf 30 Quadratmetern gelebt, gearbeitet – und das mit’m Hund zusammen. War schon oft sehr haarig. Deswegen hab’ ich geguckt, dass ich was Größeres finde.“

Die Bochumer Straße bot ihm die Möglichkeit, deutlich größer zu werden. Gleich neben dem Phono liegt seine neue Upcycling-Werkstatt, das 1null7. Als Maik Rokitta die Chance bekam, die Geschäfte zu mieten, sei alles ziemlich schnell gegangen: „Ich hab’ dann innerhalb von zwei bis drei Wochen genug Künstler zusammenbekommen, die hier für ‘ne kleine Miete ihre Sachen verkaufen können. Und ich verkaufe hier auch meine Werke.“

Warum ausgerechnet in der Bochumer Straße? Rokitta sagt, er wolle hier etwas aufbauen, es sei schließlich seine Heimat. Den Verfall könne er nicht so hinnehmen: „Ich will mitgestalten.“ Und so hat er seinen Laden in den zwei Jahren Stück für Stück ausgebaut. Zum Upcycling-Geschäft kam eine Ausstellungsfläche im hinteren Ladenteil. Im Innenhof des Gebäudes steht inzwischen eine selbstgezimmerterte Halfpipe aus Holz.

Auf der Party im Phono dreht sich derweil die Discokugel synchron zu den

beiden Schallplatten. Der DJ hat sich seinen Kopfhörer auf ein Ohr gesetzt. Kreuzberger Partynächte inmitten von Bauruinen.

STADT KAUFT VERFALLENE HÄUSER

Die Stadt Gelsenkirchen möchte, dass es so etwas in Zukunft öfter in der Bochumer Straße gibt. Dafür hat sie die Stadterneuerungsgesellschaft (SEG) gegründet. Seit 2012 arbeitet die SEG daran, den Verfall in Gelsenkirchen und besonders auf der Bochumer Straße zu stoppen. Sie kauft leerstehende Häuser auf, renoviert sie und vermietet sie an Kreative und Studierende.

Mila Est ist selbst Gelsenkirchenerin. Sie vermarktet für die SEG Wohnungen und Ladenlokale. Die Stadt habe schon lange versucht, gegen Leerstände und Schrottimmobilien auf der Bochumer Straße vorzugehen. Aber trotz eines Stadtteilbüros, Sozialarbeiter*innen und dem Bau eines neuen Spielplatzes konnte sich Ückendorf damals nicht entwickeln: Wohnungen und Häuser blieben leer und verfielen immer weiter.

„Man hat gemerkt, dass die bisherigen Projekte in dem Quartier nicht den gewünschten Effekt erzielt haben“, erklärt Est. Langfristig wolle die SEG Ückendorf und die Bochumer Straße zu einem jungen, kreativen und urbanen

Quartier entwickeln. Deshalb greife die Gesellschaft nun selbst in den Immobilienmarkt ein. Inzwischen gehören ihr ungefähr 30 Häuser, die meisten davon direkt an der Bochumer Straße.

Auch Maik Rokitta hat der SEG seine Werkstatt und die Läden zu verdanken. Würde die Stadt hier nicht versuchen, etwas aufzubauen, wäre er nicht nach Ückendorf gegangen, sagt er: „Ich wusste, dass hier ein Kreativquartier entsteht und kannte so was auch von anderen Städten. Ich wusste, was da so abgehen kann.“ Ückendorf ist eins von 16 Kreativquartieren im Ruhrgebiet. Das European Centre for Creative Economy und das Land NRW fördern diese Viertel, in denen sich Kreative ansiedeln sollen. Dazu zählt auch das Unionviertel in Dortmund.

Für Maik Rokitta ist die Hilfe der SEG die einzige Chance, um die Bochumer Straße zu retten: „Die stecken hier ohne Ende Geld rein. Die haben Bock. Die machen das auf jeden Fall richtig. Die Alternative wäre, dass hier alles weiter verfällt.“ Wie viel Geld im Zuge der Stadterneuerung schon nach Ückendorf geflossen ist, dazu gibt die SEG keine Auskunft.

Ein paar Häuser weiter an der Bochumer Straße 114 hat der Verfall auch im Inneren Einzug gehalten, ähnlich wie im Phono. Das Haus Reichstein ist eine ehemalige Kneipe. Metallpfeiler mitten

im Raum stützen die Decke im Erdgeschoss ab. Wände, Decke und Fußboden sind entblößt und versprühen den Charme eines Bunkers.

Die SEG saniert das Haus Reichstein komplett. Im Moment stellen die Fenster die Architekt*innen vor die größte Herausforderung. Die Fensterrahmen stehen nämlich unter Denkmalschutz. Allerdings ist das Haus so stark zur Seite gesackt, dass die Fenster schief in der Wand sitzen und nicht einfach neu eingesetzt werden können. Die Architekt*innen planen nun, neue Fenster hinter die alten Rahmen zu setzen, um die alte Hausfassade zu erhalten. Das ist nicht nur aufwendig, sondern auch kostspielig.

Gelsenkirchen ist eine von vielen klammen Kommunen in Nordrhein-Westfalen. Die SEG finanziert den Aufbau der Häuser in der Bochumer Straße quer, indem sie beliebte Grundstücke in Gelsenkirchen-Buer verkauft, dem Norden der Stadt. An der Bochumer Straße kostet der Quadratmeter gerade einmal 130 Euro. Daneben bekommt die Stadterneuerungsgesellschaft Förderungen vom Land und Mieteinnahmen für die Wohnungen und Läden, die ihr gehören.

KIEZ-KULTUR TRIFFT RUHRPOTT-CHARME

Ein lukratives Geschäft für die Stadt zu Lasten der Ur-Gelsenkirchener*innen, die jetzt durch Künstler*innen und Studierende verdrängt werden? Dass es in

Ückendorf zu Gentrifizierung kommt, wolle die SEG auf keinen Fall, sagt Mila Est: „Wir sanieren nur die Häuser, die schon leer stehen, oder einzelne Wohnungen ohne Mieter.“ Die anderen Bewohner*innen solcher Mehrfamilienhäuser dürften dann selbstverständlich zum selben Preis dort wohnen bleiben. Auch bei der Weitervermietung gehe es nicht um Profit, sodass die SEG bislang wenig Geld aus den Investitionen ziehe, sagt Est: „Aber darum geht es uns hier ja auch gar nicht.“

In einer modernisierten Wohnung kostete der Quadratmeter zur Kaltmiete 4,50 Euro. Wenn die Wohnung komplett saniert wurde, liegt der Quadratmeterpreis zwischen 5,50 und 6 Euro im Monat. Außerdem erklärt Est, dass die SEG alle Häuser, die instandgesetzt wurden, behalten werde: „Die SEG will Gentrifizierung vorbeugen und bleibt Eigentümer der instandgesetzten Immobilien.“

Vielmehr soll die Mischung aus hipper Kreativ-Kultur und kantiger Ruhrpott-Mentalität dem Viertel eine eigene Identität geben. Im Rhodos Grill etwa, Bochumer Straße 130, gibt es den „Taxi-Teller“ – Pommes mit Gyros und Currywurst – noch für unter sechs Euro. Neben dem Tresen steht ein Spielautomat. Zwei Männer – Mitte dreißig, Baseballcap und Dreitagebart – kommen rein und bestellen. Einer von ihnen wirft zwei Euro in den Spielautomaten, drückt und drückt immer wieder auf die grell leuchtenden Knöpfe. Dann ist das Geld weg. Sein Begleiter übernimmt mit fünf Euro

Einsatz. Nach ein paar Minuten hat er 30 raus: „Essen zahlt der Automat.“

Wohin die Anstrengungen der SEG führen können, zeigt die Hausnummer 138. Vier Leute sitzen vor dem neuen Holztresen im Ladenlokal, drei stehen dahinter, zwei andere spielen Tischfußball. Das Subversiv, so heißt der Laden hier, ist eine Art Begegnungsstätte im Viertel. Die SEG hat ihn bereits vor einem Jahr fertig renoviert.

Schon bevor die SEG gegründet wurde, haben mehrere junge Gelsenkirchener*innen einen Ort auf der Bochumer Straße gemietet, in dem es Lesungen, Diskussionen und Partys gab. Kathi Flisikowski war bei diesem ersten Aufbau des Subversiv dabei. Doch trotz aller Anstrengungen scheiterte das Projekt: „Nach drei Jahren sind wir ausgezogen. Wie die Bochumer Straße halt ist: Das Haus war total heruntergekommen, der Putz kam von der Decke und das war für uns untragbar. Außerdem haben wir so keine Schanklizenz bekommen.“

Der zweite Versuch mithilfe der SEG laufe nun deutlich besser, berichtet Flisikowski, als sie um kurz vor eins an jenem Samstagabend die letzte Runde ausruft: „Wir wollen noch zum Phono. Wer kommt mit?“ Wenig später füllen auch die Leute aus dem Subversiv die Tanzfläche im Phono. Für sie gehört die gegenseitige Unterstützung zur neuen Kultur in der Bochumer Straße. Ein Kiez mitten in Gelsenkirchen.

Corona-Update

Unsere Magazingeschichte zur Bochumer Straße in Gelsenkirchen ist Ende vergangenen Jahres entstanden. Corona war zu diesem Zeitpunkt noch kein Thema, „Social Distancing“ ein Fremdwort. Was sich seither verändert hat, haben wir unsere Protagonist*innen gefragt.

TEXT ROBERT TUSCH

Die Auswirkungen von Corona waren enorm“, erzählt Phono-Besitzer Maik Rokitta, als wir ihn Ende Mai erreichen. „Wir mussten viele Veranstaltungen abblasen und auch ein Festival, das im Kreativ-Quartier stattfinden sollte, fiel aus.“ Das Phono ist wegen der Corona-Pandemie seit Ende Februar geschlossen. Erst wenn man Läden ohne Maske betreten dürfe, sagt Rokitta, soll die Kult-Kneipe im Haus Nummer 107 wieder öffnen können.

Das 1null7, der Künstlerladen nebenan, lädt dagegen seit Anfang Mai wieder zum Bummeln ein. Die gesetzlichen Bestimmungen lassen zu, dass Besucher*innen mit Maske und einzeln in den Laden gehen dürfen. Nebenbei bietet Rokitta seine Produkte mittlerweile in einem Online-Shop an, den er während des Lockdowns startete.

Wie bei vielen Ladenbesitzer*innen schlägt der Lockdown aber auch bei Rokitta aufs Budget. Dass sich die wirtschaftlichen Folgen in Grenzen halten, liegt allein an der Stadterneuerungsgesellschaft (SEG), die einen Großteil der Häuser in der Bochumer Straße vermietet. Gewerbliche Mieter*innen zur Zwischennutzung zahlen sowieso nur die Nebenkosten. Anderen hat die SEG während der Corona-Krise Teile des Mietpreises erlassen. „Natürlich haben unsere Mieter Existenzängste“, erklärt Mila Est von der SEG das Entgegenkommen.

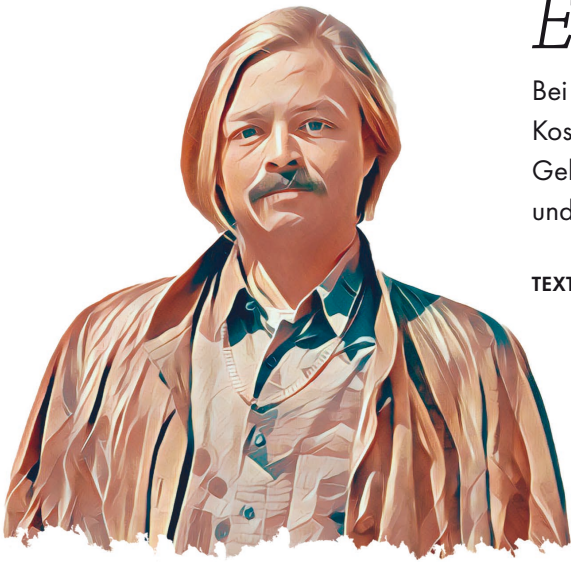
Für Subversiv-Besitzerin Kathi Flisikowski kam ein Mieterlass trotz Schließung nicht in Frage. Stattdessen nahm die Gelsenkirchenerin Hilfe aus ganz anderer Richtung an: von der Initiative #helpgelsen, die in der ganzen Stadt von Schließungen betroffene Einrichtungen unterstützte. Über acht Wochen lang verkaufte die Initiative T-Shirts, deren Erlös direkt an die teilnehmenden Bars, Restaurants oder Kultureinrichtungen ging. Für Flisikowski dringend nötig: In der Kultur- und Begegnungsstätte Subversiv fallen die Veranstaltungen nämlich wohl den ganzen Sommer aus. Für den Herbst, erzählt Flisikowski, hoffe sie wieder auf ein Stück Normalität. Eine Hoffnung, die all unsere Protagonist*innen teilen.



Existieren geht über flanieren

Bei der Stadterneuerung in Dortmund geht es vor allem ums Image – auf Kosten derer, die unter dem Strukturwandel ohnehin am meisten leiden. Gelsenkirchen zeigt, wie es richtig geht, kommentiert unser Autor, und fordert vom Bund mehr Hilfsbereitschaft.

TEXT TORBEN KASSLER FOTO MAGNUS TERHORST



Schwerindustrie, Arbeitslosigkeit, Verfall: eine Entwicklung, die viele Städte im Ruhrgebiet durchlaufen haben. Prachtstraßen und Zechensiedlungen vermodern inzwischen neben verfallenen Lagerhallen und degenerieren zu Armutsvierteln. Pläne wie die der Stadterneuerungsgesellschaft (SEG) an der Bochumer Straße in Gelsenkirchen sollen diese Entwicklung aufhalten.

Auch in Dortmund haben Schließung und Weggang der Zechen und vor allem der Stahlwerke einen Strukturwandel ausgelöst. Insbesondere die Quartiere im direkten Umfeld der einstigen Industrieanlagen entwickelten sich zu gebrandmarkten Problemecken, wie zum Beispiel das Borsigviertel in der Nähe der ehemaligen Westfalenhütte. Und so wurden und werden auch in Dortmund diverse Pläne zur Stadterneuerung realisiert. Nur, dass diese im Vergleich zum Gelsenkirchener Modell eher das Image der Stadt aufpolieren sollen. Die soziale Lebensrealität der Anwohner*innen zu verbessern, scheint bei der Umsetzung zweitrangig zu sein. Dabei sollte die Stadt für die Schwächsten erneuert werden und nicht auf deren Rücken.

Das prominenteste Beispiel dafür ist der Phoenix See in Dortmund-Hörde. Dort, wo bis zu seiner Stilllegung das Stahlwerk Phoenix Ost stand, begann die Stadt 2001 mit dem „Leuchtturmprojekt Phoenix See“. Das künstlich angelegte Gewässer sollte zum glorreichen Vorbild werden und den Wandel von

der Industriestadt zur coolen, hippen Ruhrmetropole einläuten. Um den See herum, wo einst Stahlarbeiter gewohnt hatten, musste Platz für die Schuhkartonhäuser von Großinvestor*innen oder Fußball-Stars von Borussia Dortmund geschaffen werden.

ES ENTSTEHEN NEUE ARMUTSVIERTEL

Wird ein Stadtviertel aufgewertet, wird es natürlich attraktiver, dort zu wohnen. Mehr Menschen wollen in einer limitierten Anzahl von Häusern und Wohnungen leben. Das sorgt für steigende Miet- und Kaufpreise. Dieser Effekt beschränkt sich am Phoenix See nicht auf die neuen Häuser der neuen, reichen Anwohner*innen. Auch die älteren Häuser im Umfeld sind begehrt. Und so gehen die vermeintlich positiven Effekte der Erneuerung – eine neue, sozial stärkere Anwohnerschaft und ein cooles, hipbes Viertel – Hand in Hand mit der Verdrängung derer, die es sich nicht mehr leisten können, dort zu wohnen.

Die Verdrängten müssen in Gegenden weichen, weit ab von den Zentren des städtischen Lebens, weit weg von Arbeits- und Einkaufsmöglichkeiten. Es entstehen neue Armutsviertel in den abgelegenen Vororten am Rande der Stadt. So ist zum Beispiel in der nahegelegenen Clarenberg-Siedlung die Einwohnerzahl zwischen 2008 und 2013 konstant geblieben, obwohl die Gesamtbevölkerung von Dortmund ab-





genommen hat. Relativ gesehen ist sie also gewachsen.

Heruntergekommene Sozialbauten, studentische Wohngemeinschaften und abgerockte Kulturräume: All das konnte sich im neuen Hörde nicht halten und sollte es auch nicht. Einen Sozialplan gab es nicht. Die Stadt nahm billigend in Kauf, dass diejenigen verdrängt wurden, die ohnehin am meisten unter dem Strukturwandel litten. Der Strukturwandel-Leuchtturm Phoenix See wurde zum Leuchtturmprojekt für unsoziale Gentrifizierung: So ging Dortmund bei der Erneuerung des „City-Quartiers“ im Kaiserviertel ähnlich vor wie in Hörde.

STADTERNEUERUNG GEHT AUCH SOZIAL

Die SEG in Gelsenkirchen hingegen kauft Häuser auf, saniert sie und vermietet die Wohnungen zu Null-Gewinnen weiter. Sie zeigt, wie soziale Stadterneuerung wirklich funktioniert. Zum einen lockt dieses Vorgehen junge Unternehmen und eine neue Anwohnerschaft, die der alten in ihrer sozialen Stellung ähnelt. Zum anderen sorgt es für ein stabil niedriges Mietniveau, sodass die bisherigen Anwohner*innen bleiben können.

Doch wie ist eine Stadterneuerung finanzierbar, wenn nicht über den Zuzug finanzstarker Bewohner*innen? Nicht jede Kommune hat das nötige Geld oder wie im Fall von Gelsenkirchen Lu-

xusgrundstücke, die sie abstoßen kann. Deshalb braucht es eine Solidarität, die über die Stadtgrenzen hinausgeht. Bund und Länder sind gefragt.

Seit einigen Monaten diskutiert die Politik die Möglichkeit einer Schuldenumverteilung, von kommunaler auf Bundesebene. So könnte der Bund für die Schulden aufkommen, die sich in den Kommunen über die Jahre bundesweit angestaut haben. Gut 40 Milliarden Euro wären das. Die Gemeinden und Städte hätten wieder mehr finanziellen Spielraum, um Sanierungsprojekte zu starten. Diese kämen nicht nur der Bevölkerung, sondern auch der Wirtschaft zugute.

Bedenken, finanzstarke Kommunen würden so die schwachen querfinanzieren, sind fehl am Platz. Hier muss es um bundesweite Solidarität gehen, nicht um Geiz. Denn auch finanzschwachen Bürger*innen müssen wir es ermöglichen, angemessen an der Gesellschaft teilzuhaben. Dies wird auch in Zukunft hauptsächlich in Großstädten realisierbar sein. Die Luxusinteressen einiger Investor*innen oder die Prestigeprojekte von Politiker*innen dürfen nicht über dem Interesse der Menschen nach sozial gerechtem Wohnraum stehen. Stadtplaner*innen müssen für den Menschen agieren, nicht gegen ihn. Beim derzeit laufenden Projekt am Dortmunder Hafen ist zu hoffen, dass die Stadt aus ihren Fehlern gelernt hat. Denn es braucht Stadtsanierungen, keine Stadterneuerungen.





THE SOUND OF SILENCE

Ein voller Terminkalender, ständiger Zeitdruck, und pausenlos vibriert das Handy. Da bleibt kaum Zeit für Entspannung. Deswegen ging unsere Autorin in den Wäldern Bayerns für fünf Tage offline. Ein Plädoyer für die Ruhe.

TEXT&FOTO LAURA BÖHNERT



Ich nehme einen Schluck von meinem Tee. Wärme verteilt sich langsam in meinem Mund. Ich atme tief durch und höre das Kratzen der Mine, wenn ich meinen Kugelschreiber über das Papier des roten Notizbuchs bewege. Wie das Summen eines unsichtbaren Insekts. Die Eckbank unter mir knarzt leicht, sobald ich mich bewege. Das Geräusch durchbricht die Stille und erfüllt den ganzen Raum. Der Tisch ruckelt. Ich schaue hoch. Jemand hat sich zu mir gesellt. Etwa zwölf Leute sitzen verteilt im großen Speisesaal. Vor sich eine dampfende Tasse Tee. Alle sind still. Ganz still. Niemand redet hier im Haus Gries.

Die Stille haben wir gebucht. Unser Aufenthalt im Haus Gries ist Teil eines Programms, das hier zwei Mal im Jahr angeboten wird. Unter dem Namen „Time Out“ gibt es Meditationstage für junge Erwachsene. Der Kurs soll die Teilnehmer*innen schulen, die Aufmerksamkeit für das Leben im Hier und Jetzt zu stärken. Dazu gehören Schweigen, Meditationszeiten, Wahrnehmungsübungen und das Tagebuchschieben. Auch persönliche Begleitgespräche sollen dabei unterstützen. Eine Woche Kursprogramm gibt es samt Unterkunft und Verpflegung für 180 Euro. Exerzitien wie diese finden außerhalb des Alltags an abgelegenen und friedlichen Orten statt. Dabei handelt es sich um geistliche Übungen zur inneren Einkehr, wie das Beten und Verinnerlichen der Bibel.

Die Fahrt zum Haus Gries geht über die Autobahn, dann über die Landstraße und zum Schluss über einen holprigen Weg kurz hinter Kronach, einer kleinen Stadt in Bayern. Dort steht ein großes, gelbes Haus, umgeben von Feldern und Wald. Ein grünes Schild mit gelben Buchstaben zeigt mir, dass ich richtig bin: „Haus Gries“, mein Zuhause für die nächsten fünf Tage. Es ist ein Ort der Stille, des Betens und der Gemeinschaft, gegründet 1984 vom Jesuitenpater Franz Jalics. Seitdem gilt es als Hauptanlaufstelle für Exerzitien in Deutschland.

Ein letztes Mal gleitet mein Finger auf das WhatsApp-Icon. Ein letztes Mal



Ein holpriger Weg führt zum Haus Gries inmitten von Wald und Feldern.

fliegen meine Finger über die grauweiße Tastatur: „Bin dann mal weg ... bis Sonntag. Hab euch lieb!“ Die nächste Nachricht werden meine Eltern erst in knapp fünf Tagen von mir bekommen. Dann schalte ich mein Handy aus und lege es in mein Handschuhfach. Denn eine Regel lautet: keine Ablenkung. Handys, Bücher, Zeitschriften – all das soll zu Hause bleiben. Deswegen beinhaltet mein Gepäck auch nur Kleidung, eine Zahnbürste und meine Kamera.

Erleichterung macht sich in mir breit. Durchatmen. Mir steht eine Woche ohne Internet bevor. Keine Nachrichten, kein Instagram, Twitter und Co. Ich freue mich auf das Experiment. Zu oft habe ich mich in der letzten Zeit von Nachrichten, Mails und ständigem Lärm verfolgt gefühlt. Damit ist jetzt Schluss. Ich gehe offline. Mein Zimmer, kaum größer als fünf Quadratmeter, besteht lediglich aus einem Bett, Schrank und Waschbecken. Auch hier keine Ablenkung. Die nächste Woche

richte ich mich ganz nach mir – und unserem Wochenplan.

Auf leisen Sohlen versuche ich, zum Speisesaal zu schleichen, scheitere aber an den knarrenden Holzdielen. Jedes Geräusch wirkt hier in der Stille dreimal so laut. Drinnen warten schon die Menschen, mit denen ich in den nächsten Tagen meditieren, beten und leben werde. Wir sind alle zwischen 18 und 33 Jahre alt und kommen aus den verschiedensten Regionen Deutschlands. Männer und Frauen sind gleichermaßen vertreten. Gleich gibt es Frühstück. Eine Stimme in mir will allen einen guten Morgen wünschen, doch ich reiße mich zusammen. Ein freundliches Lächeln, ein bedachtes Zunicken, das ist alles. Seltsamerweise reicht das.

NOCH VIER SCHRITTE AUF DEM GRIESER WEG

Mindestens vier Mal am Tag treffen wir uns zum Meditieren in der Kapelle. Lei-

se trete ich mit meinen Kuschelsocken durch die große dunkle Tür. Vorbei am Schrein, in dem die Hostien aufbewahrt werden, die beim Abendmahl für den Leib Christi stehen. Während sich die anderen davor verneigen, husche ich auf meinen Platz. Ich bin zwar gläubig, aber als Protestantin weiß ich von katholischen Bräuchen kaum etwas. Sobald alle sitzen, ertönt der Gong. Ich schließe meine Augen. Versuche, jeden Atemzug in meinem Körper zu verfolgen. Spüre, wo mein Körper den Boden berührt. Wo sich die Wärme meiner Hände auf den Beinen verteilt. Spüre meine Wirbelsäule, das Gewicht meiner Schultern, meinen Hals, meinen Kopf. Nehme die Stille wahr. Es ist ein ungewohntes Gefühl, komplett entspannt zu sein. Ich muss an nichts anderes denken und nirgendwo anders sein.

Ich befinde mich auf dem „Grieser Weg“, der aus fünf Schritten besteht. Den ersten bin ich in der Kapelle gegangen, die restlichen vier folgen in den kommen-

» Da war kein Drang, ständig auf das Handy zu schauen, in der Angst, etwas zu verpassen. Kein Drang, sämtliche News-Feeds zu aktualisieren. «

Autorin Laura Böhnert über ihre Zeit der Stille

den Tagen während der Meditation. Die Schritte enthalten Wahrnehmungsübungen in der Natur, des Körpers, der Atmung und der inneren Stimme. Geprägt wurden sie ursprünglich von Ignatius von Loyola, dem wichtigsten Mitbegründer des Jesuitenordens. Die Gebetsweise soll zu einer besseren Selbstwahrnehmung und einer engeren Beziehung zu Gott führen. Meditieren meint also nicht reine Entspannung, sondern eine Form des meditativen Gebets. Jalics, der Gründer des Haus Gries, hat die Übungen modernisiert. Daher der Name.

OHNE TISCHGESPRÄCH ISST ES SICH GANZ GUT

Es ist Mittwoch, Punkt zwölf Uhr, Zeit fürs Mittagessen. Bereits nach zwei Tagen im Haus Gries fühlt es sich gar nicht mehr so seltsam an, die Mahlzeiten in Stille einzunehmen. Ohne höfliche Floskeln und aufgezwungenes Tischgespräch isst es sich ganz gut.

Mit Blicken und Gesten kann ich zudem mehr ausdrücken, als mir bewusst war. Jede*r wirkt so aufmerksam und scheint direkt erkennen zu können, wenn jemand etwas braucht. Nach dem Salzstreuer muss ich kein einziges Mal fragen. Durch die Stille wird das Essen bedeutsamer. Es wird wieder ein fester Bestandteil des Tages und passiert nicht nur nebenbei.

Leichter Wind weht mir um die Nase, als ich vor die Tür des Hauses trete. Wohin ich heute laufen will, weiß ich noch nicht. Ich mache einen Wahrnehmungsspaziergang. Das heißt, dass ich ganz ohne Ziel herumlaufe und alles hören, riechen und fühlen soll, was mir auf dem Weg begegnet. Im Alltag habe ich oft nur mein Ziel vor Augen. Der Weg dahin ist Mittel zum Zweck. Während ich so im Wald umherlaufe, versuche ich, mich mehr auf meine Gefühle zu konzentrieren. Und plötzlich ist da wieder etwas, das ich zum letzten Mal mit zwölf Jahren auf Klassenfahrt empfunden habe: Heimweh. Sofort er-

tappe ich mich dabei, dass ich gedanklich schon wieder bei Sonntagmorgen, gepackten Koffern und der Abreise bin, statt mich auf den Weg zu konzentrieren. Dabei will ich hier abschalten, eine Auszeit nehmen.

WENN MULTITASKING DEN ALLTAG BESTIMMT

Am dritten Tag darf ich wieder reden – zumindest für kurze Zeit. Mein Begleitgespräch steht an. Annette-Clara Unkelhäuser, die Leiterin des Exerzition-Kurses, erwartet mich mit einem breiten Lächeln in ihrem Büro. Mit Joachim Hartmann leitet sie das Haus Gries. Er ist Priester, Mitglied des Jesuitenordens und hält unsere täglichen Gottesdienste. Mit Annette-Clara zu reden, tut gut, auch wenn mir das Sprechen an sich nicht wirklich gefehlt hat. Es ist eher die Stille um mich herum, die mich bedrückt. Sie gibt mir daraufhin einen recht kurzen Rat: Ich solle lernen, die Stille zu genießen, die einfachen Sa-

chen wahrzunehmen. Einfach nur darsitzen und Tee trinken.

„Wer richtig wahrnimmt, der wird genährt“, erklärt Annette-Clara. Wer vergisst, wahrzunehmen, der lebe nicht richtig. Erst in diesem Gespräch wird mir bewusst, wie sehr ich immer versuche, die Stille aus meinem Alltag zu vertreiben. Wenn ich koche, läuft eine Sitcom auf Netflix und nebenbei quatsche ich noch mit meiner Mitbewohnerin. Selbst wenn ich mir Zeit zum Entspannen nehme, geht das nicht still, sondern nur mit der Lieblingsserie und meinem Handy. Ich habe es immer Multitasking genannt, dabei war es eigentlich ziemlich ungesund – für Geist und Körper.

Ein wirrer Mix aus Klirren und Klappern durchbricht die Stille. Gabeln, Messer und Löffel treffen auf die Keramik der Teller. Gläser machen ein dumpfes Geräusch, wenn sie wieder auf den Tisch gestellt werden. Nach und nach verstummen die letzten Laute. Die Uhr zeigt halb sieben. Das Abendessen ist vorbei. Ich suche den Blickkontakt zu meinen Tischnachbar*innen. Wir klären auf diese Weise ab, ob wir nun aufstehen und einen großen Kreis bilden. Denn anstelle eines Tischgebets wird vor und nach jedem Essen ein Lied angestimmt und das Schweigen damit ausnahmsweise gebrochen. Das, was mir zunächst ungewohnt erschien, ist nach wenigen Tagen im Haus Gries zu einer Art Routine geworden, die ich schätzen gelernt habe. Vor allem, weil ich beim Blick durch den Kreis nur in fröhliche Gesichter schaue. Ganz ohne Reden haben 33 Menschen eine Gemeinschaft gebildet. Die Erfahrung vor

Ort schweißt zusammen. Der letzte Ton erklingt. Dann räumen wir ab.

Vor der Kapelle treffe ich meine Gruppe pünktlich um 19.50 Uhr wieder. Die Eucharistiefeier beginnt. Anfangs war ich skeptisch, denn in meinem Leben abseits des Haus Gries gehe ich selten in die Kirche. Doch nach vier Tagen freue ich mich auf den Gottesdienst fast am meisten von allen Aktivitäten. In den Predigten erzählt Joachim Hartmann unter anderem von dem Unterschied zwischen Versöhnung und Vergebung. Letzteres sei etwas, was ich für eine andere Person tue. Bei der Versöhnung werde ich mit eingeschlossen: „Ich verführe mich mit dir.“ Bevor wir aber vergeben können, müssen wir erst erkennen, dass ein Konflikt besteht.

FÜR KURZE ZEIT AUF PAUSE GEDRÜCKT

In meiner Zeit der Stille habe ich gemerkt, dass es bei mir noch ungelöste Streitigkeiten gibt. Mit anderen und mit mir selbst. Bisher haben mich Selbstzweifel oft begleitet und daran gehindert, mich komplett zu entfalten. Auch mein Handy war daran schuld. Vor allem auf Instagram habe ich mich zu oft mit anderen verglichen. Sei es äußerlich oder mit deren Leistungen. Durch die Auszeit finde ich wieder zu mehr Selbstbewusstsein.

Wieder höre ich das Kratzen meines Kugelschreibers. Wieder füllen sich die Seiten des kleinen, roten Notizbuches. Jeden Tag habe ich hier meine Gedanken niedergeschrieben. Die Stille hat gutgetan. Es war schön, für eine kurze

Zeit mal auf Pause zu drücken. Da war kein Drang, ständig auf das Handy zu schauen, in der Angst, etwas zu verpassen. Kein Drang, sämtliche News-Feeds zu aktualisieren. Keine ständigen Eil-Meldungen über Trump, Johnson oder Corona. Keine Mails, die ich sofort beantworten muss. Mittlerweile ist es kurz vor zehn. Zeit zu schlafen. Als ich aufstehe, gibt die Bank wie immer ein lautes Knarzen von sich. Die anderen im Raum blicken auf und schenken mir ein kurzes Lächeln. Unsere Art, „Gute Nacht“ zu sagen.

Angespannt laufe ich über den Parkplatz auf mein Auto zu. Der erste Griff geht ins Handschuhfach. Knapp eine Woche habe ich es ohne mein Handy ausgehalten. Lust, es wieder anzumachen, verspüre ich nicht. Doch ohne Navi würde ich den Weg nach Hause nie finden. Der Bildschirm wird hell und dann fängt es an: 297 Nachrichten bei WhatsApp. 30 ungelesene Mails. 19 Chats bei Snapchat. 20 Mitteilungen auf Twitter. 15 bei Facebook. Acht bei Instagram. Ich ignoriere den Sturm an Mitteilungen. Lediglich meinen Eltern schicke ich eine schnelle Nachricht: „Fahre los, bis gleich!“ Allen anderen widme ich mich später, in Ruhe. Wer es eine Woche ohne Antwort ausgehalten hat, kann noch ein paar Stunden länger warten.

Fünf Tage sind vergangen. Fünf Tage nur für mich, meine Gedanken und Stille. Abgeschnitten von der Außenwelt. Ich fahre Richtung Heimat, über den holprigen Weg, durch Kronach, zur Landstraße. Auf der Autobahn gebe ich Gas, während mir langsam ein paar Tränen über die Wangen laufen.



HEUTE SHOW, MORGEN GEFAHR

Satire boomt. Formate wie die heute-show oder extra 3 bestimmen den Blick junger Menschen auf die Politik und ersetzen zunehmend klassische Nachrichtensendungen. Was das mit einer Demokratie macht – ein Essay.

TEXT MIGUEL KALUZA ILLUSTRATIONEN AURÉLIEN GUILLERY

Aber bitte mich nicht lächerlich machen“, sagt die Demonstrantin. Gerade hat sie gesagt, dass sie von der AfD begeistert sei. „Warum sollte ich Sie jetzt lächerlich machen?“, entgegnet ZDF-Reporterin Dunja Hayali und legt ihr die Hand auf Schulter. „Ich habe das schon in der heute-show gesehen, wie die Leute vorgeführt werden.“ Diese Angst braucht die Demonstrantin bei Hayali nicht zu haben. Die Journalistin versucht, in ihrer Sendung zu verstehen, was AfD-Wähler*innen umtreibt. Doch längst nicht alle Reporter*innen sind an einem echten Dialog interessiert.

Woher das Misstrauen kommt, lässt sich auf einer AfD-Demo in Berlin im November 2015 beobachten. Als Clown verkleidet verkündet heute-show-Reporter Ralf Kabelka den Beginn der Karnevalssession. Sein Ziel: Die 5000 Jecken der AfD, wie er sie nennt, möglichst lächerlich machen. Ein Demonstrant will wissen, wer die Clownsklamotte bezahlt hat. Kabelka nimmt die Einladung zur Provokation gerne an: „Die haben Sie, so gesehen, über Ihre Rundfunkgebühren bezahlt. Das hat 450 Euro gekostet und danach schmeiß ich's in den Müll!“ Das Publikum jöhlt. Klingelstreichhumor für Erwachsene.

Erst kürzlich hat die heute-show einen Allzeitrekord aufgestellt – fast fünfeinhalb Millionen Menschen sahen die Folge vom 24. April. Unter ihnen besonders viele junge Menschen. Ihr Anteil an den ZDF-Zuschauer*innen verdreifacht sich regelmäßig, wenn die heute-show läuft.

SATIRE ALS WAFFE

Nicht nach unten treten, lautet eine der ungeschriebenen Regeln der Satire. Viel zu oft treten Satiriker*innen diese Regel mit Füßen. Noch dazu im besten Wissen. „Was gut für die Sendung ist, ist oft nicht gut für das Land“, sagt heute-show-Moderator Oliver Welke im Phoenix-Interview. Auch bei Instagram, wo dem Kanal der heute-show mehr als 1,3 Millionen User folgen, ist die AfD ein beliebtes Ziel. Die Satire scheint „AfD-Wähler*innen sind alle dumm und Nazis“ zu rufen, in der Hoffnung, die würden antworten: „Danke für diese



nette Information, dann wähle ich jetzt wieder eine richtige Partei.“ Wohl kaum.

Im besten Fall sorgt Satire hier für erheiternde Selbstbestätigung. Im schlechtesten Fall vertieft sie existierende Gräben. Satire erschwert dadurch nicht nur einen für die Demokratie notwendigen Diskurs, sondern bringt diejenigen zum Schweigen, die

für einen tatsächlichen Austausch noch empfänglich sind.

In den Jahren der „Medienpartnerschaft“ zwischen heute-show und AfD hat sich eine „Hassliebe, nur ohne Liebe“ etabliert, wie es die Satiresendung formuliert. Natürlich ist die Partei um Bernd Höcke, wie ihn die Sendung zu seinem Ärger nennt, eine Gefahr für jeden demokratisch-freiheitlich denkenden Menschen. Also gerade für Satiriker*innen. Bereits im vorigen Jahrhundert waren es humoristische Filmgrößen wie Charlie Chaplin und Ernst Lubitsch, die sich mit als erste am Faschismus abarbeiteten – gegen alle Widerstände. „Der Satiriker ist ein gekränkter Idealist“, sagt der Altmeister der deutschen Satire, Kurt Tucholsky. „Er will die Welt guthaben, sie ist schlecht, und nun rennt er gegen das Schlechte an.“

PASSANT*INNEN AUF DER FLUCHT

Und so läuft die deutsche Satirelandschaft leider viel zu oft mit albernen Gags ohne inhaltlichen Unterbau gegen den Rechtspopulismus an. Gebracht hat das bisher allenfalls, dass Passant*innen regelrecht flüchten, wenn sie von den Kameras der Satiriker*innen aufgesucht werden.

Seit 2018 ist die AfD in allen Länderparlamenten vertreten. Glücklicherweise hat der Umgang mit der Partei in den

Jahren an Tiefgang gewonnen. „Du musst sie inhaltlich packen, sonst macht man ihnen diese Opferrolle, die alle Populisten gerne spielen, viel zu leicht“, sagte Oliver Welke zuletzt im Schweizer Fernsehsender SRF. „Wenn man sie da mal demaskieren kann, tut man ihnen viel mehr weh als mit den üblichen Witzen, die wir aber auch machen“.

Wer Politik nur durch die Brille satirischer Sendungen betrachtet, dürfte allerdings wenig Hoffnung haben, dass Politik überhaupt irgendetwas Sinnvolles zustande bringt. Jede Woche präsentieren die Satiresendungen ein illustres Kabinett der Unfähigen. Was macht das mit unserem Verständnis von Politik? Politiker*innen wie Andreas Scheuer oder diese Vorsitzende von der SPD mit der Frisur von Jogi Löw, deren Name, Saskia Esken, kaum eine Rolle spielt, sind Schießbudenfiguren – zur Belustigung frei gegeben.

Allein „Philipp Amthor“ zu sagen, reicht aus, um einen Lacher zu landen. Der „älteste 26-Jährige der Welt“, wie die heute-show den jungen CDU-Abgeordneten nannte, ist zum Synonym für ein Politikerbild geworden, das in Teilen über Satiresendungen vermittelt wird. Ein Haufen vermeintlich merkwürdiger Gestalten, denen man zwar jede Dämlichkeit zutraut – nur keine gute Politik. „Bei der Funktion, die Philipp Amthor eigentlich hat, ist er doch außergewöhnlich präsent in der Medienlandschaft. Der Name sagt jedem etwas. Wenn Köpfe bekannt werden, ist das auf jeden Fall nicht schädlich für eine politische Karriere“, sagt Medienwissenschaftler und Politikberater Benedikt Porzelt.

Doch dafür zahlen sie einen Preis: Armin Laschet singt schief auf einer Karnevalsveranstaltung, Theresa May tanzt steif zum Pult und auch Andrea Nahles



durfte zu jeder passenden Gelegenheit Pippi Langstrumpf trällern. Musik und Politik, einfacher ist die Lächerlichkeit nicht zu erzielen. Hier werden nicht nur Personen demontiert. Gleichzeitig wird auch ihre Glaubwürdigkeit beschädigt, die unerlässlich für die Demokratie ist.

Also die Satire abschaffen und auf diese Weise die Demokratie retten? So einfach ist das nicht. Durch seichtere Humorfarben können Satiresendungen Menschen erreichen, die sonst durch klassische Formate nicht mehr mit Politik in Kontakt kommen. Manche Medienwissenschaftler*innen vertreten die These, Satire könne eine Art Einstiegsdroge in politische Themen sein. Ob Satire eine produktive Wirkung hat oder durch oberflächliche Auseinandersetzung zu Politikverdrossenheit führt, darüber ist sich die Wissenschaft uneinig. Belege lassen sich für beide Thesen finden.

„Für die Politikverdrossenheit sorgen die Politiker schon selber, dafür brauchen sie uns nicht“, meint Oliver Welke scherzhaft im SRF-Interview. Ganz unrecht hat er nicht. Satire selbst dürfte kaum zu Politikverdrossenheit führen, sie in manchen Fällen aber sicher verstärken.

Schon lange erreicht die heute-show regelmäßig mehr Zuschauer*innen als ihr seriöses Pendant heute-journal – unter ihnen besonders viele junge Zuschauer*innen. Satire habe den Vorteil, dass sie „schlimme Sachen mit so einer Zuckerglasur überzieht, alles in so eine unterhaltsame Form bringt. Und das ist jener Modus, in dem Jugendliche eher unterwegs sind“, sagt Kabarettist und Journalist Dietrich Krauß, der für die heute-show und für die Satiresendung „Die Anstalt“ textet.

APOKALYPSE MIT ZUCKERGLASUR

Und ganz egal, wohin die jungen Leute blicken, die Apokalypse scheint nie weit. „Was bringt uns eher um? Der Klimawandel oder doch der multiresistente Keim?“, fragt die heute-show. Der ironisch-fatalistische Blick auf die Welt macht die eigentliche Resignation erträglicher. „Vielleicht kann man wenigstens drüber lachen, während man mit der Faust in der Tasche versucht, nicht auszurasen“, bringt der junge Kabarettist Moritz Neumeier stellvertretend die Grundhaltung einer in Teilen resignierten Generation auf den Punkt.

Egal, ob Artikel 13 oder Klimawandel, der politische Nachwuchs dringt

nicht durch und schlägt mit Protest oder Gleichgültigkeit zurück. Eine Mischung, die die Satirepartei „Die Partei“ mit ihren provokanten Aktionen perfekt auffängt. So stimmt Spitzenkandidat Martin Sonneborn im Europaparlament abwechselnd mit ja und nein – unabhängig vom Thema. Bei der letzten Europawahl 2019 war „Die Partei“ unter Erstwähler*innen die drittstärkste Kraft. Was behäbige Parteipolitik von SPD und CDU nicht vermochte, schafft nun die Satire: Junge Menschen für Politik zu interessieren.

Was Satire bewirkt, hängt immer davon ab, wie sie sich verhält. Satire, die sich oberflächlich an Köpfen abarbeitet, ist in einer zunehmend polarisierten Gesellschaft ein Brandbeschleuniger, der Themen entpolitisiert, Menschen vorführt und verletzt. Kluge Satire ist Machtkritik, die wichtige Debatten vorantreiben kann. Ein mutiger Diskurs und Aufmerksamkeit für lieber verborgen Gehaltenes ist unerlässlich für eine langfristig funktionierende Demokratie. Das kann Satire unterstützen, darf sich gleichzeitig aber nicht ihrer Verantwortung entziehen, sei der Witz noch so verlockend. Es sollten die Mächtigen sein, die Angst vor den Waffen der Satire haben und nicht die Menschen auf der Straße.



Forever im Haus

In diesem Corona-Sommer ist alles anders: An Fußball-Normalität ist nicht zu denken. Konzerte und Festivals fallen komplett aus. Theater mussten ihre Vorstellungen absagen. Wir zeigen euch, wie ihr die passende Atmosphäre in eure Zimmer holt.

TEXT: JOHANNA ELLER FOTO: CRAIG SUGDEN & ROBERT KNESCHKE



BEGEISTERSPIELE

Der Pfarrer blickt auf seine Gemeinde und bittet den lieben Gott um Kraft und Energie, damit dem AFC Sunderland in der nächsten Saison der Wiederaufstieg gelingt. Gleich die erste Szene der **Dokumentation „Sunderland 'Til I Die“** lässt erahnen, welchen Stellenwert der Fußballverein im ärmeren Nordosten Englands für die Menschen hat. Die Serie zeigt den Premier-League-Absteiger Sunderland in der Saison 2017/2018 beim Versuch, wieder aufzusteigen, und begleitet Trainer, Mannschaft, Klubangestellte und einige Hardcore-Fans. Die Serie setzt auf die emotionale Seite des Sports wie das Stadionerlebnis, das uns in diesem Sommer leider verwehrt bleibt. Die bisher zwei Staffeln sind bei dem Streamingdienst **Netflix** verfügbar.

MUKKE FÜR ZUHOUSE

Ob Martin Garrix, David Guetta oder Tiësto – die Electronic Dance Music (EDM) ist heute fester Bestandteil auf Festivals, in Clubs oder den Charts. Mittlerweile füllen die DJs sogar Stadien. Die **Dokumentation „What We Started“** erzählt von den Anfängen des populären Musikgenres, das aus einer Untergrundbewegung der Vereinigten Staaten in den 80er-Jahren entstanden ist. Techno-Legende Carl Cox und der junge Martin Garrix führen durch die Doku. Die Handlungsstränge kehren immer wieder zu den beiden zurück. Die Zuschauer*innen bekommen alte Ausschnitte aus Raves, Diskotheken und von aktuellen Festivals gezeigt. Die Dokumentation ist bei den Streamingdiensten **Netflix** und **Amazon Prime** verfügbar.

ERSTE REIHE SOFA

Holt euch eines der bekanntesten Theaterstücke der Welt einfach ins Wohnzimmer. Der Sender 3sat hatte vor der Corona-Krise die **Hamlet-Inszenierung des Schauspielhauses Bochum** aufgenommen. Die **ZDF-Mediathek** hat den Shakespeare-Klassiker aus dem Pott noch bis zum 30. Juli im Repertoire. Wer von Theater nicht genug bekommen kann, wird beim überregionalen Theaterfeuilleton **nachtkritik.de** fündig. Die Website zeigt neben Mitschnitten bekannter Stücke auch neue Formate wie Web-Serien. Spieler*innen aus verschiedenen Theaterhäusern beschäftigen sich in den Serien etwa mit Dating in Zeiten von Corona. Die Seite hat dazu einen Podcast, Interviews mit bekannten Vertreter*innen der Szene und aktuelle Kritiken im Angebot.

EIS GEHT IMMER

Entspannt Eis essen, ohne Abstandsregelungen im Café – das geht diesen Sommer wohl nur zuhause. Robert Kneschke und Erich Eggmann stellen auf ihrem **Blog eis-machen.de** kreative Eisvariationen vor: Erfahrt, wie ihr euer Vanilleeis ohne künstliche Farbstoffe blau färbt, und wie ihr ein Frozen-Joghurt-Eis oder einen Schokoladen-Chili-Milchshake zubereitet. Auch für die Veganer*innen gibt es eine Auswahl an Rezepten. Dazu können sich Eis-Fans Inspirationen für Saucen sowie Toppings holen und durch Rezensionen stöbern. Für die Kreationen braucht ihr keine Eismaschine. Der Blog ist auch auf Facebook und Instagram vertreten.



Brumm, brumm – Film ab

Um in der Corona-Zeit das Kino-Feeling zu ermöglichen, haben im Ruhrgebiet viele kleine Autokinos eröffnet. Ist das nur eine Notlösung oder eine wirkliche Alternative? Unsere Autorin hat sich auf Phoenix West ins Auto gesetzt und sich einen echten Klassiker angeschaut.

TEXT|JOHANNA ELLER FOTO|STEPHAN SCHÜTZE



Flackernde Bilder auf einer Leinwand, schicke Oldtimer unter freiem Himmel und knutschende Teenager in der letzten Reihe: Willkommen zurück in den 1950er-Jahren. Autokinos versprechen eine Menge Vintage-Feeling. Zumindest, wenn man alten Filmen glauben mag. Während der Corona-Krise haben in vielen Städten NRWs temporäre Autokinos eröffnet, auch auf dem Gelände von Phoenix West in Dortmund. Schließlich mussten die gewöhnlichen Kinos schließen. Bloß eine Notlösung oder doch mehr?

Ich probiere es aus. Gegen 20 Uhr rollen meine beste Freundin und ich auf das Autokino zu. Vor dem beleuchteten Hochofen steht die aufblasbare Leinwand, über die gleich Johnny und Baby tanzen sollen: „Dirty Dancing“, ein Klassiker. Die Vorstellung ist ausverkauft. Bis zu 250 Autos finden auf der staubigen Ebene Platz. In den vorderen Reihen parken bereits die ersten Gäste, wir haben noch zwei Autos vor uns und müssen ein paar Minuten warten. Weiter vorne können wir endlich unsere Eintrittskarten durch die Fensterscheibe zeigen. Dazu gibt es Snacks, die wir vorab über das Ticketsystem mitbestellen konnten: Uns erwartet die „Hochofentüte“, gefüllt mit Popcorn, Nachos und Getränken. 32,50 Euro haben wir

bezahlt: 10 Euro pro Ticket, 12,50 Euro für die Hochofentüte. Eigene Getränke und Snacks wären erlaubt gewesen. Nachdem wir alles sicher im Fußraum verstaut haben, wird uns ein Stellplatz zugewiesen. Der Veranstalter plant das im Voraus, inklusive An- und Abfahrt, damit es nicht zu unnötigen Staus und langen Wartezeiten kommt.

Heute stehen im Autokino viele SUV. Die Größe der Autos wird bei der Planung ebenfalls berücksichtigt, sind sie höher als 1,70 Meter, müssen sie in den hinteren Reihen parken. Wir stehen mit unserem kleinen Golf in einer der mittleren Reihen, sodass wir eine perfekte Sicht auf die Leinwand haben.

Der Film soll bei Einbruch der Dunkelheit beginnen, also heißt es warten. Das gestaltet sich wesentlich angenehmer als in einem stickigen Kinosaal. Wir machen es uns mit Kissen und Decken gemütlich, die wir uns von zu Hause mitgebracht haben, stellen die Sitze zurück und kramen unsere Snacks hervor. Aus

den leicht heruntergelassenen Fenstern weht frische Luft herein. Auf der Leinwand wird nun eine Radiofrequenz eingeblendet, über die wir die Tonspur des Films empfangen. Die ersten Worte: „Keine Sorge, sollte eure Batterie nach dem Film schlapp machen: Wir geben euch Starthilfe.“ Gut, wäre das also auch geklärt. Dann fängt der Film an. Zwischendurch knackt das Radio leise, doch das stört nicht weiter. Den legendären Satz von Baby – „Ich habe eine Wassermelone getragen“ – sprechen wir mit und am Ende gibt es verdienten Applaus in Form eines Hupkonzertes.

Für mich ist es bestimmt nicht das letzte Mal, dass ich ein Autokino besuche. Vielleicht wird aus der Corona-Alternative auf Phoenix West ja ein dauerhaftes Angebot. Keine Frage, neue Filme mit aufwendigen visuellen Effekten sind auf der kleinen Leinwand sicher nicht so eindrucksvoll wie im Kinosaal. Trotzdem lohnt sich der Besuch. Laufen ältere Filme oder Klassiker, fühlt es sich an wie eine Zeitreise im eigenen Auto.

**Das Dortmunder Autokino gibt es nur vorübergehend.
Ständige Autokinos in NRW findet ihr hier:**

Wo? Sulterkamp 70, 45356 Essen
Web? essen-autokino.de

Wo? Rudolf-Diesel-Straße 36, 51149 Köln
Web? autokino-koeln.de

Sudoku

			4	3				8
7			1			3	6	4
						1	7	
				1	8		4	
	8	2				6	5	
	3		6	5				
	9	5						
2	6	7			3			5
3				6	9			

				1	2		4	
	5				6	1		8
			9	8		6		
		1		2	9			
5			4	6	8			7
			1	7		4		
		7		5	1			
3		5	8				9	
	2		6	9				

3	6	8						
				6				3
1	7		2		3			
	1		7	5		3	2	
		4				9		
	8	3		1	6		4	
			4		8		6	2
8				9				
						8	9	5

Impressum

HERAUSGEBER

Institut für Journalistik, TU Dortmund

PROJEKTLEITUNG

Prof. Dr. Wiebke Möhring (Vi.S.d.P.)

REDAKTION

Uni-Center, Vogelpothsweg 74, 44227 Dortmund

REDAKTIONSLEITUNG

Julia Knübel, Sigrun Rottmann

CHEF*INNEN VOM DIENST

Janis Beenen, Viktoria Degner, Timo Halbe

TEXTREDAKTION

Leonie Freynhofer, Michelle Goddemeier, Till Krause,
Julian Olk, Dominik Reintjes, Robert Tusch, Lara Wantia,
Rebecca Wolfer, Christian Woop

LAYOUT & GRAFIK

Jana-Sophie Brüntjen, Stephan Kleiber, Svenja Kloos,
Anneke Niehues, Martin Schmitz

FOTOREDAKTION

Daniela Arndt, Simon Jost, Magnus Terhorst

PRODUKTION

Julius Kleiber (medizinische Forschung),
Stephan Kleiber (Administration & Technik)

TEXTE DIESER AUSGABE

Daniel Böhne, Laura Böhnert, Elena Deutscher, Nico Ebmeier, Johanna
Eller, Lilli Hiltcher, Niklas Hons, Miguel Kaluza, Torben Kassler, Florian
Rendchen, Noah Simon, Robert Tusch

FOTOS DIESER AUSGABE

Daniela Arndt, Erik Bengler, Laura Böhnert, Simon Jost,
Magnus Terhorst

ILLUSTRATIONEN DIESER AUSGABE

Aurélien Guillery, Nanna Zimmermann

DRUCK

Lensing Druck GmbH & Co. KG
Feldbachacker 16
44149 Dortmund



